

Die Anwendung der vergleichenden Methode in der Europäischen Ethnologie

Einleitung — 1. Zur Geschichte der vergleichenden Forschung — 2. Grundbedingungen einer vergleichenden Methode — 3. Stellenwert und Leistungskraft der vergleichenden Methode — 4. Das Vorgehen der vergleichenden Methode — Literatur.

DIE METHODOLOGISCHE SITUATION in der Europäischen Ethnologie kann nicht befriedigen. Es gibt zwar Abrisse über die in der Europäischen Ethnologie (= EE) angewendeten Techniken (Maget 1953, Goldstein 1964) und Betrachtungsweisen (Hain 1962), Beiträge, die sich mit bestimmten Methoden etwas ausführlicher beschäftigen (Krohn 1926, Kramer 1968) sowie eine Reihe verstreuter, methodenkritischer Überlegungen in unterschiedlichsten Werken. Dazu kommt eine größere Anzahl monographischer wie zusammenfassender Abhandlungen über methodische Verfahren von Nachbarwissenschaften, welche für die EE von Belang sind (Droysen 1960, Roghmann 1967, Naroll/Cohen 1970). Aber tiefgreifende, die EE unmittelbar betreffende methodologische Untersuchungen fehlen so gut wie ganz. Zwei neuere Studien über quantitative Methoden (Sarmela 1972) und die logische Analyse empirischer Forschung (Contag 1969) stehen fast allein, um anzudeuten, in welchen interdisziplinären Zusammenhängen und auf welchem erkenntnistheoretischen Niveau hier gearbeitet werden müßte.

Jede wissenschaftliche Disziplin braucht Klarheit über ihre Methodik; diese ist ein Gradmesser der *Leistungsfähigkeit*. Die Bedingungen, die Möglichkeiten und Grenzen und die konkreten Anwendungen einzelner Methoden sollten durchsichtbar sein. Erst auf solcher Stufe der Selbstreflexion kann ein wissenschaftliches Fach Lehrbücher im eigentlichen Sinne hervorbringen und damit eine gewisse Konsolidierung bezeugen. Wenn die EE das Lehrbuchstadium erreichen will, muß sie sich ihrer Methodologie widmen.

Eine besondere Schwierigkeit ergibt sich für die EE aus den unterschiedlichen Auffassungen über ihre Einordnung ins System der Wissenschaften. Als historische oder sozialwissenschaftliche oder kulturanthropologische Disziplin besitzt sie jeweils verschiedene methodologische Akzente und wird insgesamt von den Methodendiskussionen all dieser Fachgruppen berührt. Das betrifft in hervorstechendem Maße — geradezu paradigmatisch — auch die Debatte um die sog. vergleichende Methode, welche in den letzten 100 Jahren unter Historikern wie unter Soziologen und Kulturanthropologen eigentümliche Kontroversen hervorgerufen hat. Es wäre kurzsichtig, die methodologischen Probleme des Vergleichs in der EE aus diesen Zusammenhängen herauszulösen.

VERGLEICHENDE FORSCHUNG ist eine *fächerübergreifende Erscheinung*. Es gibt eine Fülle unterschiedlichster, als „vergleichend“ gekennzeichneter Disziplinen: vergleichende Rechts-, Sprach-, Literatur-, Religions-, Verwaltungswissenschaft; vergleichende Erd-, Länder-, Völker-, Volkskunde; vergleichende Mythologie, Psychologie, Soziologie, Anthropologie; vergleichende Erzähl-, Musik-, Verhaltensforschung; usw. Alle diese Fächer bzw. Teilfächer wurden zu verschiedenen Zeiten und auf einem unterschiedlichen theoretischen Niveau als

eigenständig postuliert, so daß sie heute nicht durchweg im gleichen Sinne interpretiert werden können. Von der Sprachlogik her müßte sich das Attribut „vergleichend“ auf das jeweilige Grundwort „-wissenschaft“, „-kunde“, „-forschung“ beziehen und damit einen methodologischen Aspekt bezeichnen. Der Vergleich wird aber nur selten ausdrücklich als konstitutives Merkmal dieser Wissenschaften herausgestellt, meistens — vor allem in älterer Zeit — bleibt das methodische Vorgehen verschwommen, und es rückt statt dessen zunächst eine Mehrzahl gleicher Forschungsgegenstände (jeweils verschiedene Sprachen, Religionen, Länder, Völker), die wechselseitiger Betrachtung unterworfen werden sollen, ins Blickfeld. Häufig hat bei der Herausbildung vergleichender Wissenschaften aber noch ein anderer Gedanke, der im Wissenschaftsnamen gar nicht zum Ausdruck kommt, wesentlich mitgespielt: es geht nicht nur um den Vergleich verschiedener Literaturen, Mythen, Erzählungen usf., sondern um den Vergleich von Literatur, Mythen, Erzählungen, Musik verschiedener *Völker* (Gerndt 1972: 182—184). Diese verdeckte ethnische Kategorie ist in vielen vergleichenden Fächern bis in die Gegenwart von Bedeutung, wenn auch das Zeitalter beherrschenden Nationalbewußtseins im Vergehen scheint und heute gerade die Überwindung nationaler Schranken erstrebt wird.

Verbirgt schon die einheitliche Namenbildung vergleichender Disziplinen unterschiedlich reflektierte Forschungsintentionen, so herrscht — was schwerer wiegt — auch in den relativ spärlichen methodologischen Überlegungen dieser Fächer ein *verschwommener Sprachgebrauch*. Man spricht von „vergleichender Forschung“, „vergleichendem Verfahren“ oder „vergleichender Methode“, doch allzu häufig werden diese Begriffe synonym gebraucht, ja gelegentlich steht sogar „vergleichende Methode“ in Singular und Plural gleichberechtigt nebeneinander. Insgesamt ist zu sagen, daß die vergleichenden Einzelwissenschaften eher ein faszinierendes Programm als ein reflektiertes Vorgehen miteinander verbindet. Ihnen allen fehlt eine kulturwissenschaftliche theoretische Grundlegung, die bisher — wie Rothacker (1957: 286) feststellt — *niemand je* umfassend und organisatorisch gefördert hat; in den Naturwissenschaften wäre das schlechthin undenkbar.

DIE FÜR EINE METHODOLOGISCHE SPEZIALUNTERSUCHUNG ungenügende theoretische Basis bestimmt den Weg und die Grenzen des vorliegenden Beitrags. Unser Zugriff muß sowohl wissenschaftsgeschichtlich als auch erkenntnistheoretisch erfolgen; es wird uns notgedrungen mehr um Problemordnung und -zuspitzung als um Problemlösung gehen. Der übergeordnete Gedankengang sei vorweg thesenartig skizziert:

1. Die EE benötigt — wie jede Wissenschaft — eine detaillierte und systematisierte Kenntnis ihrer Methoden; hier liegt die Aufgabe der facheigenen Methodologie.

2. Die Methodologie der EE darf nicht losgelöst von denen der Nachbarwissenschaften und insbesondere der allgemeinen Erkenntnistheorie arbeiten; ganz fachspezifisch könnten allenfalls sehr beschränkt anwendbare, d. h. eng an bestimmte Gegenstände oder Probleme gebundene Verfahren sein.

3. Die vergleichende Methode deutet auf ein prinzipielleres Vorgehen, für dessen Analyse und Aufarbeitung in der EE die gesamte einschlägige Debatte sowohl in den Geschichts- als auch in den Sozialwissenschaften einzubeziehen ist.

4. Für eine erste Annäherung an die Problematik empfiehlt sich der wissenschaftsgeschichtliche Aspekt: zuerst ist nach dem Aufkommen, nach den wechselnden Zielen, Ansprüchen und bisherigen Ergebnissen vergleichender Forschung zu fragen (1. Kapitel).

5. Mit einem systematischen Zugriff sind dann die Voraussetzungen und Bedingungen einer vergleichenden Methode aus erkenntnistheoretischer Sicht zu beleuchten (2. Kapitel).

6. Anschließend ist zu versuchen, vor dem Hintergrund der tatsächlichen Forschungsergebnisse einerseits und der theoretischen Möglichkeiten andererseits den Stellenwert und die Leistungskraft der vergleichenden Methode — speziell in der EE — einzugrenzen (3. Kapitel).

7. Endlich gilt es noch, die Vorgehensweise der vergleichenden Methode so genau wie möglich zu klären und zu zeigen, wie sie in einzelnen Schritten auf Probleme der EE angewendet werden kann (4. Kapitel).

Auf befriedigende Weise kann eine Methode nur an einem Beispiel, also in ihrem unmittelbaren Anwendungszusammenhang begriffen und beurteilt werden. Wird sie aber im Rahmen der Methodologie selbst zum Forschungsgegenstand, sind theoretische Vorklärungen zu leisten (Helmut Gerndt 1977: 10), vor allem 1. durch methodenimmanente Analyse und Weiterentwicklung eine Präzisierung von Sprachgebrauch und Systematik (im 1. und 2. Kapitel), 2. eine Einschätzung ihres Anwendungsbereichs und ihres Wirkungsgrades (im 3. Kapitel) sowie 3. die Durchdringung und Systematisierung des methodischen Prinzips als solchem (im 4. Kapitel). Eine beispielhafte Veranschaulichung der Einzelprobleme bleibt anzustreben, wenn sie auch aus verschiedenen Gründen hier nur beschränkt möglich ist. Unser Beitrag soll die grundsätzliche Problematik der vergleichenden Methode erhellen und zugleich konkrete Anwendungshilfen bieten.

1. ZUR GESCHICHTE DER VERGLEICHENDEN FORSCHUNG

DIE GESCHICHTE VERGLEICHENDER FORSCHUNGEN ist kaum in Ansätzen geschrieben. Das liegt nicht zuletzt an dem diffusen Gegenstand, der sich locker um das umgangssprachliche Wort „vergleichend“ gruppiert, mit welcher Intention und Nachdrücklichkeit auch immer es in wissenschaftlicher Literatur verwendet worden sein mag. So kann — beispielsweise — Herodot wegen seiner Vergleichung von Lybien mit Europa als ein Ahnvater und Alexander von Humboldt als der neuere Begründer der vergleichenden Erdkunde erscheinen (Ritter 1817/18: I, 22).

Aus völkerkundlicher Perspektive wird das Werk von Joseph François Lafitau „Mœurs des sauvages Américains, comparées aux mœurs des premiers temps“ (Paris 1724) gern als die erste bedeutende Anwendung des vergleichenden Verfahrens in der Neuzeit hervorgehoben (Mühlmann 1938: 23). Vergleiche angestellt haben allerdings unzählige Autoren vor ihnen auch, ob nun die Weltreisenden ihre Beobachtungen fremder Lebensformen mit ähnlichen in der Heimat oder die Humanisten ihre eigene Umwelt mit der entsprechenden Beschreibung durch antike Schriftsteller (Caesar, Tacitus) verglichen. Vergleichende Forschung im strengeren Sinn kann aber erst dort beginnen, wo sie *bewußt postuliert und systematisch durchgeführt* wird, mag man auch anfangs in erkenntnistheoretische Zusammenhänge noch nicht tiefer eingedrungen sein.

Soweit es sich bisher überblicken läßt, dürften die Anfänge vergleichender Forschung, die für uns durch wissenschaftsgeschichtliche Kontinuität noch bedeutsam sein könnten, wohl im 18. Jahrhundert liegen. Hier sind mehrere geistesgeschichtlich eng verbundene und analytisch nur schwer trennbare Quellgründe zu vermuten: Anstöße zum Beispiel aus der Erfahrungswelt der Forschungsreisenden, aber auch aus dem Vorbild der Naturgeschichte, von der Goethe gesagt hat, sie beruhe überhaupt auf Vergleichung. Vor allem die damals aufblühende *vergleichende Anatomie* (Georges Cuvier) hat sehr anregend gewirkt und etwa bei Wilhelm von Humboldt von der Vergleichung verschiedener Naturobjekte zu derjenigen idealer Formen geführt. Humboldt entwickelt 1795 den „Plan einer vergleichenden Anthropologie“, da es unmöglich sei, Geist, Gesinnung und Charakter eines Volkes ohne Betrachtung der ihm nächststehenden zu erforschen, „durch deren kontrastierende Verschiedenheit es teils wirklich entstanden ist, teils allein vollkommen begriffen werden kann“ (Zit. bei Mühlmann 1968: 65 f.). Solche Gedanken stehen keineswegs allein. Einige Jahre vorher, 1787, erläutert beispielsweise der Prager Professor für Staatenkunde Joseph Mader: „Die feinere Schattierung und Temperatur in den Sitten, Gebräuchen, Grundsätzen, die gerade das Individuelle und Charakteristische ausmachen, kann man nur durch viele und genaue Vergleichungen bemerken und ausdrücken“ (Weber-Kellermann 1965: 5).

SEIT BEGINN DES 19. JAHRHUNDERTS bilden sich — beeinflusst durch den vordringenden Entwicklungsgedanken — zahlreiche geisteswissenschaftliche Schulen vergleichenden Vorgehens heraus: nach Intensität und Wirkungsgrad in den einzelnen Disziplinen zwar verschieden schnell, aber doch immer untereinander zusammenhängend. Die sog. vergleichende Methode wird geradezu als Herrscherin in der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts betrachtet (A. Harnack), die sich in raschem Siegeslauf ein Gebiet des Erkennens nach dem anderen unterwirft (E. Zitelmann); die Vergleichung erscheint als das größte Hilfsmittel geisteswissenschaftlicher Forschung (K. Lamprecht) und wird auch in Diltheys geisteswissenschaftlicher Methode gewürdigt (Rothacker 1948: 92—97).

Zunächst ist es die vergleichende *Sprachwissenschaft*, die — ausdrücklich auf die Erfolge der vergleichenden Anatomie beziehend (F. Schlegel) — das große Gebäude der vergleichenden Grammatik (F. Bopp) und dann die vergleichende

Lautlehre (A. F. Pott) erstellt. Durch Jacob Grimm gelangt die sog. vergleichende Methode von der Sprachwissenschaft in den Bereich der *Mythologie* (M. Müller, A. Kuhn), wo sie am populärsten und — aufs ganze gesehen — wohl am spekulativsten gehandhabt wird. Die vergleichende *Religionswissenschaft* breitet sich aus. Wilhelm Mannhardt erweitert den Gegenstand vergleichender Betrachtung von Märchen, Sagen und Glaubensvorstellungen auch auf Brauchhandlungen, vor allem setzt er bereits gezielte Fragebogenerhebungen für seine Vergleiche ein. Nicht zuletzt in *Völkerkunde* und *Völkerpsychologie* werden große Werke vergleichenden Charakters veröffentlicht (A. Bastian, E. B. Tylor, A. Lang, W. Wundt); einen paradigmatischen Titel trägt Richard Andrees zweibändiges Werk „Ethnographische Parallelen und Vergleiche“ (1878—89). Neben die leitende Idee des Entwicklungsgedankens, der die vergleichenden Forschungen ethnologischen Charakters besonders inspiriert, tritt schließlich die These der Kulturwanderungen. Hier wird zur Gewinnung und Abstützung spezifischer Aussagen — z. B. im Rahmen der Kulturkreislehre — ebenfalls die sog. vergleichende Methode eingesetzt.

Außer in vergleichender Sprachwissenschaft, Mythologie, Ethnologie gewinnt die Vergleichung in der *Rechtswissenschaft* und der *Rechtsgeschichte* große Bedeutung. In der Geschichtswissenschaft überhaupt, speziell der *Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte*, blüht im 19. Jahrhundert das Arbeiten mit Analogien. Bereits Schiller hat deutlich ausgesprochen, daß die Methode, nach der Analogie zu schließen, ein mächtiges Hilfsmittel sei, daß sie aber mit ebenso viel Vorsicht als Beurteilung ausgeübt werden müsse (Wagner 1955: 706). Er bleibt mit seiner Mahnung nicht allein: Hegel und Schleiermacher haben kritische Überlegungen zum Vergleichen angestellt, Droysen und andere haben sich sachbezogen zur Problematik geäußert. Die Kritik an der sog. vergleichenden Methode um die Jahrhundertwende ist einerseits aus solchen Traditionen der Geschichtsforschung, andererseits von der stärkeren methodologischen Reflexion in den Sozialwissenschaften (E. Durkheim) ausgegangen.

Trotz einer kritischen Phase vergleichender Forschung um 1900 — die Argumente werden wir später behandeln — behält das vergleichende Vorgehen auch im 20. Jahrhundert programmatische Bedeutung. In Fächern klassischer Auseinandersetzung um diese sog. Methode — wie der Geschichtswissenschaft — wird weiter damit gearbeitet (Rothacker 1948: 99), in anderen Disziplinen — wie vergleichende *Literaturwissenschaft* oder *Musikforschung* — setzt die vergleichende Betrachtung sogar verstärkt ein, aber vor allem in der *Kultur- und Sozialanthropologie* gewinnt sie beherrschende Ausmaße. Die stark sozialwissenschaftlich ausgerichtete sog. Cross-Cultural-Forschung kann an Untersuchungen der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts anschließen (E. B. Tylor). Sie wird dann vor allem in Nordamerika auf eine breite organisatorische Basis gestellt, die weltweit verstreute ethnologische Materialien zusammenführt (G. P. Murdock). Um 1970 sind in der Sammlung „Human Relations Area Files“ rund 436 000 Textseiten mit kulturellen Daten von 267 ausgewählten Kulturen (Gesellschaften) gespeichert und dienen einer größeren Anzahl meist quantitativ arbeitender, ver-

gleichender Untersuchungen als Grundlage (Moore, in: Naroll/Cohen 1970: 640—648; Sarmela 1972: 16—19).

IN DER EUROPÄISCHEN ETHNOLOGIE bzw. bei Forschern, die man dieser Disziplin als Vorläufer einordnen darf, ist im 19. Jahrhundert die vergleichende Arbeitsweise bekannt (J. Grimm, W. Mannhardt). Noch bemerkenswerter scheint jedoch, daß die programmatischen Äußerungen zum sich langsam ausbildenden Fach „Volkskunde“ in Mitteleuropa fast alle letztlich auf eine *vergleichende Volkskunde* zielen. Wilhelm Heinrich Riehl formuliert in seinem Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft“ 1858: „Die Volkskunde ist ihrer Natur nach vergleichend, aus der vergleichenden Beobachtung entwickelt sie ihre Gesetze“ (Lutz 1958: 30). Karl Weinhold eröffnet den 1. Jahrgang der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ (1891: bes. 9 f.) mit einem Plädoyer für die Ausweitung der Volkskunde des deutschen Sprach- und Volksgebiets als „vergleichende Volkskunde“ auf die entsprechende Untersuchung auch anderer europäischer Länder, ja auf Material, das „über die bewohnte Erde verbreitet ist. ... Unbefangenheit in allen nationalen Fragen ist unser Grundsatz“. Ähnlich leitet Michael Haberlandt den 1. Jahrgang der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ (1895: 1—3) ein, und im 1. Heft des „Schweizerischen Archivs für Volkskunde“ (1897) spricht Eduard Hoffmann-Krayer ebenfalls die Vergleichung an. Der Grundsatzbeitrag der „Hessischen Blätter für Volkskunde“ Jahrgang 1 (1902: bes. 177, 191) von Albecht Dieterich proklamiert als „gebieterische Forderung gerade an die wissenschaftliche Arbeit unserer Zeit ... die Aufgaben einer philologisch-psychologischen, vergleichenden Volkskunde“. Ein paar Seiten weiter unterstreicht Dieterichs Lehrer Hermann Usener in seinem — zuerst 1893 in Wien gehaltenen — Vortrag „Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte“: „Suchen wir Wissen, suchen wir auch nur volles Verständnis des Einzelnen, so können wir nicht anders, als uns vergleichender Forschung zu bedienen“ (1902: 200).

Im Jahre 1906 legt Michael Haberlandt einen dem damaligen Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg kühn erscheinenden Plan einer vergleichenden europäischen Volkskunde vor, und Eduard Hoffmann-Krayer tritt für ein Museum für vergleichende europäische Volkskunde ein (Haberlandt 1926: 33). Später veröffentlicht Hoffmann-Krayer seine Gedanken „Über Museen für vergleichende Volkskunde“ (1926) und erhält von Wilhelm Peßler (1928) gleichgerichtete Unterstützung. Im Baseler Völkerkundlichen Museum werden in der Europa-Abteilung *Vergleichssammlungen* zur Erschließung gerätekundlicher Entwicklungsreihen präsentiert (Peßler 1928: Abb. 1—10), in Wien erbringt die museale Materialaufnahme aus der Österreichisch-ungarischen Monarchie „Vergleichssammlungen“ verschiedener Völker (L. Schmidt 1960: 68—72), und in Berlin weist der „Führer durch die Sammlung für deutsche Volkskunde“ 1914 insgesamt 18 besondere Bereiche unter der Rubrik „Vergleichende Sammlungen“ auf. Aber nicht nur den an Museen tätigen Wissenschaftlern wird in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zunehmend bewußt, daß ein dichter,

weitreichender Materialüberblick unerläßliche Voraussetzung vergleichender Betrachtung ist. Die Schaffung von Volkslied- und Volkserzählarchiven, vor allem auch die Befragungsunternehmen für Volkskunde-Atlanten ergänzen die Stoffsammlungen materieller Art durch unzählige Aufzeichnungsdaten flüchtigerer, großenteils mündlich vermittelter Überlieferungen.

DIE THEORETISCHEN PROBLEME vergleichender Forschung bleiben in der EE allerdings weiterhin außerhalb der Diskussion und können selbst durch Will-Erich Peuckerts Zeitschrift „Nachbarn“, von der drei Hefte (1948, 1954, 1962) erscheinen, trotz ihres programmatischen Untertitels „Jahrbuch für vergleichende Volkskunde“ in prinzipieller Hinsicht weder entfaltet noch überhaupt angestoßen werden. Im Gegenteil: Adolf Bach lehnt in seinem Handbuch „Deutsche Volkskunde“ (1960: 139) eine „allgemeine oder vergleichende Volkskunde im herkömmlichen Sinne“ mit der schlichten Begründung, daß jegliche Volkskunde einen raumgebundenen, nationalen Charakter trage, unbeeindruckt ab. In Skandinavien scheinen die *grundsätzlicheren Erörterungen* etwas tiefergreifend. Sigurd Erixon sieht im Vergleich ein unabdingbares Instrument ethnologischer Forschung und nimmt das vergleichende Vorgehen in seine Definition des „folklore research“ ausdrücklich mit auf: für ihn handelt es sich hier prinzipiell um „a comparative culture research on a regional basis, with a sociological and historical orientation and with certain psychological aspects“ (Erixon 1950/51: 15).

Den Fragen nach Voraussetzung und Theorie vergleichender Arbeit ist die Frage nach deren konkreten *Erfolgen* an die Seite zu stellen. Sie kann im vorliegenden Rahmen nur sehr summarisch beantwortet werden. Das Reflexionsniveau der ihre Forschung als „vergleichend“ einschätzenden Volkskundler ist zu unterschiedlich. Da erheben einmal reine Stoffsammlungen, denen keine Analyse folgt, den Anspruch, vergleichend zu sein (Hovorka/Kronfeld 1908/09); da sind zweitens die in ihrer Arbeitstechnik bis ins einzelne durchdachten und klargelegten vergleichenden Märchen- und Rätselforschungen der sog. Finnischen Schule (Aarne 1913, Anderson 1940); da finden sich drittens eng auf Sachprobleme zentrierte, betont vergleichende Untersuchungen im Mehrvölkerraum (L. Kretzenbacher, F. Sieber). Andere Studien erklären ihr Programm und Vorgehen weniger deutlich und enthalten dennoch das Vergleichen — unterschiedlich bewußt und präzisiert — als zentrale Aktivität: z. B. manche älteren sog. Sprachinselforschungen, modernere Ausprägungen unter dem Begriff der Interethik (Weber-Kellermann 1967) oder auch die Arbeiten der strukturalen Mythologie (C. Lévi-Strauss). Das sind aber letztlich mehr oder weniger zufällige Stichworte; denn die Grenze zwischen der Anwendung einer vergleichenden Methode oder dem Befolgen eines vergleichenden Programms einerseits und dem elementaren Vergleichen, das ausnahmslos jeder Wissenschaftler vollzieht, andererseits, verschwimmt. Dieses entscheidende, allgemein nicht genügend erkannte Problem verhindert, auf wissenschaftsimmanentem Wege eine klare Abgrenzung und Bewertung vergleichender Forschung durchzuführen. Erst neuerdings treten in

der EE verstreute Ansätze einer etwas schärferen Problematisierung vergleichender Arbeit hervor (Schirmunski 1961: 7 f., Sirovátka 1968/69, Gerndt 1972, Heilfurth 1977).

WER ZWEI JAHRHUNDERTE vergleichender Forschung überblickt, sieht diese mit sehr unterschiedlichen Zielsetzungen angewandt. Die Fragestellungen wechseln, und da das vergleichende Vorgehen zu bestimmten Forschungsintentionen eine besondere Affinität zu besitzen scheint, steigt oder sinkt auch seine Bedeutung mit dem jeweils herrschenden Erkenntnisinteresse. Vereinfacht kann man sagen, daß die *Aufklärer* den Vergleich dazu benutzen, ihre Überzeugung von der Identität des Menschengeschlechts mit sich selbst in allen seinen historischen Erscheinungsformen nachzuweisen (Schieder 1965: 190); dem folgt aber nicht sofort der Gedanke abstammungsmäßiger Verbindungen: Georg Forster z. B. warnt davor und will seinen Vergleich zwischen Südseebewohnern und Griechen lediglich als erhellende Analogie verstanden wissen; und Herder möchte durch Vergleiche neben den Übereinstimmungen durchaus auch die Mannigfaltigkeit der einen Schöpfungsidee betonen (Bitterli 1976: 362).

Im 19. Jahrhundert ist die sog. vergleichende Methode dann eng an *evolutionistische Vorstellungen* gebunden. Der Fortschritt wird als einlinige Bewegung aufgefaßt und die Theorien über die historisch-genetische Stufenfolge menschlicher Gesellschafts- und Kulturformen geben den Rahmen vergleichender Beschreibungen ab (Brodersen 1969: 1235). Die Evolutionisten wollen im Grunde ihre vorgefaßten Meinungen über gesellschaftliche Entwicklungsstufen durch vergleichende Betrachtungen stützen und eventuell präzisieren. Bei einer stärker *positivistischen Grundeinstellung* halten sie im einzelnen alle Gesellschaften für vergleichbar, die auf der gleichen Evolutionsstufe stehen und geben sich dann oft zufrieden mit einem rein zuordnenden vergleichenden Katalog kultureller Phänomene, der nur durch bestimmte Formulierungen ein entwicklungsgeschichtliches Aussehen erhalten mag (Ginschel 1967: 298 f.). So finden sich im 19. Jahrhundert exakte stoff- und motivgeschichtliche Vergleiche, die sowohl einem globalen evolutionistischen als auch einem kulturhistorisch enger begrenzten Erkenntnisinteresse mit dem Blick auf Kulturkreise und Kulturwanderungen dienen können. Im 20. Jahrhundert sind die sog. Cross-Cultural-Forschungen ein Ausdruck für den Glauben an weltumspannende *sozialkulturelle Gesetzmäßigkeiten*.

Allgemein läßt sich sagen, daß die Hinwendung zur vergleichenden Forschung als Symptom gelten darf für den Willen, nationale Grenzen zu überwinden (Schieder 1965: 187), daß aber dabei jeweils spezifischere, zeitbedingte Grundeinsichten bestätigt werden sollen: über die Identität oder bestimmte Entwicklungsstufen der menschlichen Gesellschaft, über historisch bedingte Kulturverflechtungen oder umfassende Kulturgesetze (als universelle Wahrheiten oder statistische Wahrscheinlichkeiten).

DIE KRITIK an der sog. vergleichende Methode greift bei solcher engen Verquickung eines methodischen Verfahrens mit dem Erkenntnisinteresse naheliegenderweise von zwei Seiten zu. Zum einen werden — erkenntnislogisch — die Gefahren *voreiligen Vergleichs* bei spärlichem Vergleichsstoff herausgestellt und besonders die häufigen Schlußfolgerungen angeprangert, bei denen Analogien allzu großzügig scheinen („Fluellen-Methode“: Vajda 1973/74: 31 A.26) oder schlichtweg vom heuristischen Mittel zum Beweis erhoben werden (Wagner 1955: 706). Zum anderen richtet sich die Kritik gegen die *mittels Vergleich erzielten Erkenntnisse*, ja prinzipiell gegen die Erkenntnisziele, so daß mit diesen auch das zugehörige Verfahren stürzen muß. Hier kämpfen wissenschaftliche Grundeinstellungen miteinander; der Gegensatz zwischen idiographischen (individualisierenden) und nomothetischen (generalisierenden) Wissenschaften kommt ins Spiel. Die Forderung nach Abschaffung der sog. vergleichenden Methode ist um 1900 vielfach eine Reaktion auf die allgemeinen Postulate des Evolutionismus. Kulturelemente dürften — heißt es — aus kulturellen Ganzheiten, die ihnen ihre Eigenart geben, nicht herausgeschnitten werden; alle historischen Vorgänge seien unvergleichlich individuell. Selbst gegen Kulturkreislehre und Wanderungstheorie kann man vorbringen, daß es sich immer und überall um einmalige Phänomene mit „Eigennamen“ handle (Rothacker 1957: 272 f.). Viel eindringlicher jedoch als eine solche Grundsatzdebatte kann exakte historische Quellenkritik die durch vergleichendes Vorgehen erzielten Ergebnisse erschüttern, wie es z. B. eindrücklich bei der Frage des Gemeineigentums als Ureigentum geschieht (Below 1920, 1922/23).

Der die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts beherrschende sog. „*evolutionistische Vergleich*“, der eine gegebene Theorie durch Erscheinungsformen, die aus ihrem Kontext isoliert werden, nur illustriert, weder auf quantitative Faktoren und Variationsbreiten schaut noch neutrale und negative Befunde beachtet, ist heute überholt. Die Probleme des ihn ablösenden sog. „*kulturhistorischen Vergleichs*“ liegen vor allem in den „*trait-Listen*“ (trait = kleinstes Kulturelement, dessen wesentliche Bestandteile nicht mehr in separate Einheiten zerlegt werden können) und der vorgängigen Auswahl der zu untersuchenden Nachbarkulturen (Knorr 1973: 330 f.). Relativ plausible Ergebnisse bei der Heranziehung materieller Kulturgüter ergeben sich hier aus dem Faktum, daß Realien in gewisser Hinsicht auch Naturobjekte darstellen und damit einigen „*natürlichen*“ Regeln unterworfen sind (Leach 1968: 343). Bei der modernen sog. „*cross cultural method*“ schließlich wird vor allem die ungeklärte Einheit der Analyse bemängelt (Wie läßt sich eine „*Kultur*“ oder „*Gesellschaft*“ definieren? Darf sie quasi als biologische „*Spezies*“ betrachtet werden?) sowie der Vorwurf erhoben, interkulturelle Vergleiche liefen auf triviale Aussagen hinaus. Schon Franz Boas erschien die Suche nach allumfassenden Kulturgesetzen nicht nur utopisch, sondern auch theoretisch von geringem Wert (Rudolph 1968: 21).

ZUSAMMENFASSEND KANN MAN FESTSTELLEN, daß neben der Intention auch die kritische Reflexion vergleichender Forschung großenteils einer auf Stoffe oder Erkenntnisinteressen gerichteten Faszination verhaftet geblieben ist. Die Probleme der wissenschaftlichen Ausgangslage einerseits (Beobachtung kultureller Ähnlichkeiten über Völkergrenzen hinweg) und die Fragwürdigkeiten der Ergebnisse andererseits (gesellschaftliche Entwicklungsstufen, Kulturgesetze) werden eifrig diskutiert, kaum aber der dazwischen liegende Weg: die *Logik der Vorgehensweise*. Diese Frage wird übersehen oder beiseite geschoben. Vergleichende Literaturbetrachtung erscheint folglich nicht als ein methodologischer Sonderbereich, sondern nur als eine Erweiterung des Stoff- bzw. Problemhorizonts der Literaturwissenschaft (Schwarz 1965: 354, 357). Leichtfertiger Sprachgebrauch führt aber schnell dazu, daß man statt von vergleichender Betrachtung gleichbedeutend von vergleichendem Vorgehen, von vergleichender Methode spricht und unversehens von einem weiten, der Umgangssprache nahen Begriff zu einem engeren Wissenschaftsbegriff gelangt. Der Begriffsinhalt kann natürlich auf diese Weise nicht präziser werden. So beruht der Ruhm der „vergleichenden Methode“ bisher denn auch wesentlich auf der *Suggestionskraft des Programms* vergleichender Betrachtung (vgl. Rothacker 1948: 103) und nicht auf der Strenge ihres Verfahrens. In der EE gilt das praktisch ohne Einschränkung; hier kommt hinzu, daß auch noch mögliche theoretische Impulse fast ganz von stoffbezogenen Ansätzen („Nicht-Frequenzforschung“: Sarmela 1972: 7) verdrängt bleiben.

Einigen wenigen philosophisch orientierten Geistes- und Sozialwissenschaftlern ist freilich das methodologische Problem durchaus bewußt. Gelegentlich versuchen sie, mit knappen, prinzipiellen Aussagen die Perspektiven aufzureißen (Rothacker 1948, 1957, Wagner 1955, Leach 1968). Auf einer erkenntnistheoretisch etwas niedrigeren, aber dafür empirisch belangvolleren Ebene liegen die Überlegungen Emile Durkheims (1961: 205—217). Die vergleichende Methode bekommt bei ihm ganz eindeutig eine *beweisführende Aufgabe* zugewiesen. Sie wird in ihrer Vorgehensweise präzisiert, indem Durkheim unter Rückgriff auf die Mill'schen Regeln induktiven Schließens aus mehreren Verfahrensarten die der parallelen (konkomitanten, begleitenden) Variation als die einzig angemessene vergleichende Methode bestimmt. Ja, die vergleichende Methode oder das „indirekte Experiment“ ist für Durkheim die Methode der Soziologie schlechthin: „Die vergleichende Soziologie ist nicht etwa nur ein besonderer Zweig der Soziologie; sie ist insoweit die Soziologie selbst, als sie aufhört, rein deskriptiv zu sein, und danach strebt, sich über die Tatsachen Rechenschaft zu geben“ (Durkheim 1961: 216). Unsere Frage ist, ob diese methodologische Akzentuierung analog auch für die EE gelten darf und wenn ja, wie die methodologische Basis einer solchen Bestimmung konkret auszusehen hätte.

2. GRUNDBEDINGUNGEN EINER VERGLEICHENDEN METHODE

METHODEN, DIE ETWAS LEISTEN SOLLEN, können nicht immer und überall gleichermaßen nützlich sein. Erst in einem begrenzten Aufgabenkreis gewinnen sie ihre spezifische Kraft. Dieser Aufgabenkreis mag stärker durch die Eigen-

schaften der Untersuchungsobjekte oder durch die Zielvorstellungen abgesteckt sein. Jedenfalls wird auch eine vergleichende Methode erst in einem (wie auch immer) beschränkten Anwendungszusammenhang wirklich substantielle Aussagen ermöglichen.

Solche Überlegungen haben dazu geführt, daß im Laufe der Wissenschaftsgeschichte mehrfach versucht wurde, die sog. vergleichende Methode zu differenzieren. Man unterschied dann mehrere *Arten des Vergleichs* oder auch mehrere vergleichende Methoden. Die verschiedenen Abgrenzungsversuche lassen sich allerdings ihrerseits schwer miteinander vergleichen, weil sie aufgrund unterschiedlichster Kriterien durchgeführt werden. Wer hier urteilen will, muß sich darüber im klaren sein, daß Bewertungen wie „richtig“ und „falsch“ für analytische Trennungen unangemessen sind und daß es nur um „sinnvoll“ oder „weniger sinnvoll“ gehen kann.

Die Unterscheidung vergleichenden Vorgehens bezieht sich in einfacher Form auf das *Vergleichsfeld*: ob der Vergleich innerhalb eines definierten Objekts (z. B. eines Mythos) oder zwischen mehreren dieser Objekte durchgeführt wird (Oppitz 1975: 322). Differenzierungskriterium kann zweitens die Art der *Vergleichsgrundlage* sein: wenn man aufgrund des *Vergleichsobjekts* etwa den quantitativen (statistischen) Vergleich als ein Vergleichen von Häufigkeiten, Mittelwerten oder Korrelationskoeffizienten (Witt 1970: 452 f.) gegenüber dem qualitativen Vergleich der Phänomene selbst aussondert; oder wenn man vergleichende Forschung aufgrund des *Vergleichskontextes* danach differenziert, ob ein geographischer (Land), ein klassifikatorischer (Typ) oder ein funktionaler Zusammenhang (System) als Basis der Untersuchung dient (Beyme 1966: 74—96).

Drittens kann man das Vergleichen nach den *Betrachtungsdimensionen* trennen, in denen es verläuft: den Vergleich von Elementen in verschiedenen Zeiten und den in verschiedenen Räumen (Eisermann 1974: 372; vgl. Gerndt 1972: 186 f.) sowie auch den Vergleich je nach seiner Reichweite in der Raumdimension als regionalen, interkulturellen oder weltumspannenden Vergleich (Hultkrantz 1960: 50 f.; vgl. Gerndt 1972: 192). Viertens wird der Vergleich nach logischen Kriterien der *Verfahrensweise* unterschieden: einmal je nach der logischen Ausgangslage des Vergleichs — in welcher Kombination die Vergleichsgegenstände und deren jeweiliger Kontext als gleich oder ungleich anzusehen sind — der historische, der typologische oder der symbolische Vergleich (Gerndt 1972: 188 f.); zum anderen je nach dem logischen Schlußverfahren die Methode der Residuen, die der Konkordanz, die der Differenz oder die der parallelen Variationen (J. St. Mill, siehe Durkheim 1961: 208 f.).

Fünftens setzt die Differenzierung der vergleichenden Methode am *Vergleichsziel* an. Theodor Schieder (1965: 192—202) unterscheidet hier auf sehr allgemeiner Ebene den paradigmatischen Vergleich (will Gleiches bestätigen), den analogischen Vergleich (will Unbekanntes erschließen), den generalisierenden, den individualisierenden und den synthetischen Vergleich (wollen in drei verschiedenen Weisen Übereinstimmungen feststellen). Aufgrund speziellerer Ziele unterscheidet man auch die historisch vergleichende Methode, die dem Studium von Diffusionen

und der Rekonstruktion von Kultur-Geschichte dient, sowie die typologisch vergleichende Methode, die die Erarbeitung allgemeiner Gesetze und Regelmäßigkeiten und einen Überblick über die Variationsbreite kultureller Phänomene erstrebt (Hultkrantz 1960: 49 f.); ähnlich trennt man zwischen dem geschichtlichen (individuellen) und dem generischen Vergleich (Wundt 1919/21: III, 62—78).

Nicht nur von der Zielsetzung, sondern geradezu von den *Ergebnissen* her ist schließlich die Unterscheidung Viktor Schirmunskis (1961: 8) angelegt: 1. der historisch-typologische Vergleich, „der die Übereinstimmung zwischen genetisch nicht miteinander in Beziehung stehenden Erscheinungen aus gleichartigen Bedingungen der gesellschaftlichen Entwicklung erklärt“, 2. der historisch-genetische Vergleich, „der übereinstimmende Erscheinungen als Ergebnis ihrer genetischen Verwandtschaft und der im weiteren Verlauf sich ergebenden historisch bedingten Divergenzen betrachtet“, und 3. ein Vergleich, „der die genetischen Zusammenhänge zwischen den Erscheinungen aufgrund *kultureller Wechselbeziehungen* wie ‚Einflüssen‘ oder ‚Entlehnungen‘ feststellt, die durch die historische Nähe der betreffenden Völker sowie durch gemeinsame Voraussetzungen ihrer gesellschaftlichen Entwicklung bedingt sind“. In methodologischer Hinsicht ist Schirmunskis Vorschlag wenig sinnvoll; denn was nützt — wenn die konkreten Ergebnisse schon vorliegen — die nachträgliche Klassifikation eines Verfahrens, bzw. was könnten Ergebnisse nützen, die allein durch die Wahl einer bestimmten Methode erzwungen würden? Im tiefsten Grunde dient das Vergleichen jeder Art hier nur der Bestätigung einer nicht in Frage gestellten evolutionistischen (marxistischen) Gesellschaftstheorie.

DIE VIELZAHL DER DIFFERENZIERUNGSVERSUCHE spürt auf jeweils unterschiedliche Weise den Bedingungen vergleichenden Vorgehens nach, die entweder auf der Objekt-, der Verfahrens- oder der Theorieebene gesucht werden. Da aber vielen Autoren das methodologische Niveau ihres Ansatzes dunkel bleibt, ist die Verwirrung — insgesamt gesehen — groß. Man vergegenwärtige sich nur, was das Attribut „typologisch“ im Zusammenhang mit vergleichender Methode alles bedeuten kann. Noch schwerer wiegt jedoch die Tatsache, daß bei der Differenzierung des vergleichenden Verfahrens kaum je dieses Verfahren als ganzes erkenntnistheoretisch genügend fundiert wird. Hier liegt ein entscheidender Punkt. Eine objektivierbare — d. h. anderen vermittelbare — vergleichende Methode läßt sich nicht „freischwebend“ ohne jeden Bezug auf die prinzipiellen menschlichen Erkenntnismöglichkeiten bestimmen.

Vergleichen ist eine *elementare Erkenntnishilfe*. Jedes Ding wird durch Herausheben, durch Absetzen von einem Hintergrund sichtbar und gewinnt erst durch den Vergleich mit Ähnlichem oder Unähnlichem Kontur (Rothacker 1957: 269). Vergleichen ist eine Grundbedingung, um Qualitäten klassifizieren und Quantitäten messen zu können: erst der Vergleich schafft Kategorien (Eisler 1927/30: III, 391). Und erst ein Nebeneinanderhalten, Unterscheiden, Kontrastieren löst

Fragen aus. Diese Tätigkeit, die jeder tüchtige Forscher beherrscht und ständig ausübt, kann selbstverständlich nicht Inhalt einer „vergleichenden Methode“ sein. Denn eine wissenschaftliche Methode, die mit der „Methode“ des Denkens identisch wäre, bedeutet nichts.

Wenn also jede wissenschaftliche Arbeit auf dem *vergleichend-beziehenden Denken* beruht, darf „vergleichende Methode“ sinnvollerweise nur ein spezifischeres Vorgehen bezeichnen. Die vergleichend-beziehende Tätigkeit im weiten Sinne sollte vom Vergleichen im engeren Sinne auch sprachlich unterschieden werden. Wir schlagen folgendes Begriffsmodell vor, das das Vergleichen als eine dem In-Beziehung-Setzen untergeordnete Tätigkeit definiert:

1. Objektivationen und Kategorien lassen sich sowohl jeweils untereinander als auch gegenseitig *in Beziehung setzen*.
2. Objektivationen und Kategorien lassen sich — falls überhaupt — *nur jeweils untereinander vergleichen*.
3. Objektivationen und Kategorien lassen sich unter Umständen *gegenseitig zuordnen*.

Diese Sprachregelung basiert auf der Grundunterscheidung zwischen (sinnlich wahrnehmbaren) Objektivationen und (abstrakten) Kategorien und ordnet die prinzipiellen Möglichkeiten ihres In-Beziehung-Setzens. Es sagt aber noch nichts über die Bedingungen aus, unter denen bestimmte Objektivationen oder Kategorien verglichen oder einander zugeordnet werden können. Dieser erste Schritt soll vor allem ins Bewußtsein heben, daß das vergleichende Vorgehen gegen das allgemeine In-Beziehung-Setzen abgegrenzt werden muß, um es überhaupt präzisieren zu können.

Der zweite Schritt bringt eine weitere Eingrenzung durch folgende Setzung: „Vergleichung ist immer ästhetisch, haftet immer an der Gestalt“ (Graf York, zit. bei Gadamer 1965: 220). Wie man diese ständige phänomenale Gebundenheit zu verstehen hat, wird gleich diskutiert. Vorher muß noch ein dritter Gedankenschritt vollzogen werden: eine vergleichende Methode kann nicht identisch sein mit einem einfachen Vergleich, etwa mit der bloßen Feststellung irgendwelcher Unterschiede zweier Phänomene; sie intendiert vielmehr ein zielführendes Verfahren. Als sinnvoll begrenztes Instrumentarium stellt eine vergleichende Methode demnach ein *spezifisches In-Beziehung-Setzen* dar, das *gestaltverhaftet* ist und einem *bestimmten Erkenntnisziel* zustrebt.

DAS ZENTRALE PROBLEM einer so umgrenzten vergleichenden Methode bildet die Art und Weise ihrer phänomenalen Gebundenheit. Als Frage formuliert: Unter welchen spezifischen Bedingungen ist die vergleichende Methode anwendbar? Die Hauptbedingung lautet: *Vergleichbarkeit*. Sie stellt uns vor neue Fragen: Was ist vergleichbar? Wann, wo, inwiefern ist etwas vergleichbar? Zunächst sei die Setzung wiederholt, daß nur Gestalthaftes, d. h. Geformtes oder Formalisierbares (z. B. als Schema oder Buchstabenkombination) verglichen werden kann.

Vergleichbarkeit beruht auf der *Postulierung von Gleichheit*. Absolute Gleichheit aber gibt es nicht. Wenn von gleichen Erscheinungen gesprochen wird, so entspringt diese Aussage dem subjektiven Apperzipieren (Klarwerden) bzw. der identischen Reaktion des vergleichenden Ich auf numerisch verschiedene Inhalte. Es handelt sich stets nur um eine Relation, eine Ähnlichkeit, die allerdings in gewichtigen Merkmalen fundiert sein muß. „Gleichheit ist Ununterschiedenheit bezüglich der Qualität oder Quantität, vermöge deren in bestimmter Hinsicht etwas durch ein anderes ersetzt werden kann“ (Eisler 1927/30: I, 572). D. h. Gleichheit kann im konkreten Fall durch inhaltlich-formale Kriterien nur zusammen mit einer „Hinsicht“, einem Aspekt gefaßt werden. Das gilt ebenso für die Vergleichbarkeit, die im Grunde eine „offenere Gleichheit“, eine in etwas weniger oder etwas weniger gewichtigen Merkmalen fundierte Relation beschreibt.

Nur selten scheinen uns Objektivierungen unmittelbar miteinander vergleichbar. Im allgemeinen muß die Möglichkeit vorausgesetzt werden, von manchen Objekteigenschaften bewußt abzusehen. Aus der Totalität des Einzelfalles müssen Merkmale abstrahiert werden, die in Hinsicht auf die jeweilige Fragestellung wichtig sind und sich vergleichen lassen. Welche Merkmale vergleichbar sind, hängt wiederum vom Abstraktionsgrad ab (Seger 1970: 188). Ein Variantenvergleich des Rotkäppchen-Märchens beruht z. B. auf einer geringeren Abstraktion (Stoffmotive) als ein Funktionsvergleich verschiedener Volkserzählgattungen (Inhalt-Form-Bedeutung-Komplexe). Im Grunde werden die Vergleichsobjekte durch die Merkmal-Auswahl erst *konstruiert*. Diese Tätigkeit läßt aber meistens unbedacht, inwiefern hier „Deutungen, Synthesen, anschauliche Abstraktionen, Setzungen, Kunstgriffe, Annahmen, Typisierungen verschiedener Art, Schematisierungen, Gesichtspunkte, Einstellungen beteiligt“ sind (Rothacker 1957: 285). Dennoch bleibt das Postulat bestehen, daß der Merkmalselektion und damit der unumgänglichen Typisierung stets die sorgsamste Untersuchung des einzelnen Falles vorausgehen muß. Hier darf man sich mit Informationen aus zweiter, dritter oder gar vierter Hand nicht begnügen (Below 1922/23: 136). Für Cross-Cultural-Untersuchungen hat man die bedeutsamsten Fehler, die eine Vergleichbarkeit der Sample-Survey-Daten hinfällig machen können, in fünf Problemfelder geordnet: 1. Mängel aufgrund administrativer und diplomatischer Schwierigkeiten, 2. Mißverständnisse bei der sprachlichen Kommunikation, 3. mangelhafte Eliminierung des Beobachters, 4. mangelnde Gleichwertigkeit von Indikatoren, 5. mangelnde Präzision des verwendeten Kultur-Begriffs (Scheuch 1968).

Typenbildung niedriger Abstraktionsstufe ist eine Vorbedingung vergleichenden Vorgehens. Etwas komplizierter steht es mit den reinen Typen („Idealtypen“) Max Webers: sie werden gebildet „durch gedankliche Steigerung eines oder mehrerer Gesichtspunkte in ihre letzten Konsequenzen und durch Zusammenschluß einer Vielzahl faktischer Elemente der Wirklichkeit zu einer in sich geschlossenen Konstruktion isoliert gedachter Zusammenhänge“ (Winckelmann 1969: 438 f.). Webers Unterscheidung z. B. zwischen charismatischer, traditionaler und rationaler Herrschaft kennzeichnet ahistorische Typen, die bereits auf einer Erkenntnisebene liegen, wo eine für vergleichendes Vorgehen hinreichende Gestalt-

verhaftetheit möglicherweise nicht mehr (bzw. eine Formalisierung bisher noch nicht) gegeben scheint.

Die Grenzen der Vergleichbarkeit bleiben bis zu einem gewissen Grad offen. Bei der Entscheidung über die Abstraktionshöhe, auf der Phänomene noch genügend gestaltverhaftet sind, um als Vergleichsobjekte in ein vergleichendes Verfahren einbezogen zu werden, wird niemand letztlich aus der *persönlichen Rechenschaft* entlassen (vgl. Wagner 1955: 710). Hinzu kommt eine zweite Grenzbestimmung, die ebenfalls nicht absolut festgelegt werden kann: Es gibt keine völlig isolierten Erscheinungen des menschlichen Lebens. Alle stehen in einem kulturellen Kontext, der ihnen überhaupt erst spezifische Bedeutungen verleiht. Die Grenzen dieses — letztlich kulturen- bzw. weltumspannenden — Zusammenhangs werden innerhalb eines Forschungsprojektes insbesondere vom jeweiligen Blickwinkel des Betrachters beeinflusst. Kein Wissenschaftler kommt umhin, den ihm relevant erscheinenden Kontext seiner Untersuchungsobjekte modellhaft festzulegen (Gerndt 1976: 89 f.).

Wenn wir aus heuristischen Gründen bei der groben Zweiteilung Objekt/Kontext verweilen und diese mit den gegensätzlichen Attributen vergleichbar/nicht vergleichbar in Verbindung bringen, ergeben sich nach den Gesetzen der Kombinatorik folgende *Möglichkeiten der Betrachtung*:

1. vergleichbare Objekte in vergleichbaren Kontexten,
2. vergleichbare Objekte in nicht vergleichbaren Kontexten,
3. nicht vergleichbare Objekte in vergleichbaren Kontexten,
4. nicht vergleichbare Objekte in nicht vergleichbaren Kontexten.

Bei den ersten drei Fällen liegt in unterschiedlicher Weise eine Vergleichbarkeit vor. Im vierten Fall ist dagegen keine irgendwie geartete Vergleichbarkeit gegeben; er kann somit nicht Gegenstand eines vergleichenden Verfahrens sein und fällt für unsere Überlegungen aus. Für die drei übrigen Ausgangssituationen wird man kaum erwarten, daß sie alle gleichermaßen zur Beantwortung bestimmter Fragen führen können. Im Gegenteil: manche realen Gegebenheiten lassen in Verbindung mit mancher Methode bestimmte Erkenntnisse (z. B. über einen genetischen Zusammenhang, unabhängig davon, ob dieser faktisch besteht oder nicht) prinzipiell nicht zu.

Wer — erstens — mittels einer vergleichenden Methode sozialhistorische Einsichten (z. B. über konkrete Tradierungs- und Kommunikationsvorgänge) gewinnen möchte, darf die kulturellen Äußerungen nicht aus ihrem sozial-historischen Kontext lösen. Sowohl die Objektivationen als auch deren Kontexte müssen vergleichbar sein: wir sprechen dann von (kultur)historischer *Vergleichung* (Fall 1). Wer — zweitens — mittels einer vergleichenden Methode auf allgemeinere Kulturgesetze zielt, die nicht mehr an ganz bestimmte soziale und historische Bedingungen gebunden sind, benötigt entweder nur vergleichbare Objektivationen oder nur vergleichbare Kontexte, während die jeweils dazugehörige Merkmalreihe variiert. Bei vergleichbaren Objektivationen in nicht vergleichbaren Kontexten wird man nach kulturellen Strukturäquivalenzen fragen: wir sprechen

dann von (kultur)*typologischer Vergleichung* (Fall 2). Sind dagegen die Kontexte nicht vergleichbarer Objektivationen vergleichbar, stehen Aussagen über kulturelle Funktionsäquivalenzen zur Debatte: wir sprechen dann von (kultur)*symbolischer Vergleichung* (Fall 3).

Zusammenfassung: Unser Gedankengang hat die Grundbedingungen einer vergleichenden Methode stufenweise zu präzisieren versucht. 1. Allgemeines In-Beziehung-Setzen ist noch keine vergleichende Methode (sondern vergleichend-beziehendes Denken). 2. Nicht jedes speziellere In-Beziehung-Setzung ist bereits eine vergleichende Methode (es kann sich auch um kategoriales Zuordnen handeln). 3. Jedes In-Beziehung-Setzen von Objektivationen („Gestalten“) muß ebenfalls noch nicht vergleichende Methode sein (Voraussetzung wären Vergleichbarkeit sowie ein zielführendes Vorgehen statt bloßer Feststellung). 4. Die unterschiedliche Konstellation der Vergleichbarkeit in der Ausgangssituation Objekt/Kontext beeinflußt mögliche Forschungsziele (konkrete sozial-historische Einsichten, allgemeinere Kulturgesetze) und erlaubt zugleich eine sinnvolle Differenzierung der vergleichenden Methode (historische, typologische und symbolische Vergleichung).

3. STELLENWERT UND LEISTUNGSKRAFT DER VERGLEICHENDEN METHODE

DIE BEDEUTUNG EINER METHODE muß an ihrer Leistungskraft gemessen werden. Diese läßt sich allerdings nicht absolut angeben, sondern nur relativ zu anderen Verfahrensweisen. D. h., der Wert der vergleichenden Methode wird erst innerhalb einer *Methodensystematik* genauer bestimmbar. Damit ist ein umfangreicher methodologischer Problemkreis genannt, der jetzt nur angerissen werden kann. Die Meinungen der Erkenntnistheoretiker gehen hier weit auseinander. Für unsere Zwecke muß es genügen, die Hauptproblematik anzudeuten. Anschließend wollen wir konkreter erörtern, was man in der EE vergleichen kann und für welche Zwecke man hier die vergleichende Methode benötigt.

Eine allgemeinere Methodenskala ist wichtig, um Mißverständnisse zu vermeiden, die durch das Nebeneinanderordnen oder gar Vermengen von Methoden ganz unterschiedlicher Qualität entstehen. Man unterscheidet zum Beispiel — stufenweise — das Einzelfälle analysierende („beschreibende“), das typologische („vergleichende“) und das statistische („testende“) Vorgehen (McEwen, zit. bei Sarmela 1972: 5) oder man trennt zwischen den organisatorischen und technischen Verfahren zur Datengewinnung einerseits und den Methoden der Erkenntnis und des Denkens andererseits (R. Schmidt 1967).

Man könnte etwas pragmatischer auch vier große Methodenkategorien bilden:

1. *Erhebungs- und Aufbereitungstechniken* (Beobachtung, Befragung, Diagramm- und Kartentechnik etc.),
2. *Betrachtungsweisen* (historische, soziologische, psychologische, funktionalistische, strukturalistische etc.),

3. *Interpretationsverfahren* (systematische Inhaltsanalyse, Faktorenanalyse, vergleichende Methode etc.),
4. *Denkmethode*n (verstehende, dialektische, deduktive, induktive Methode).

Diese Hinweise haben einen doppelten Zweck. Erstens sollen sie auf ein vielfach unterschiedliches Verständnis der mit dem gleichen Namen belegten Methode aufmerksam machen. Die sog. quantitative (bzw. statistische) Methode ist z. B. dem einen — nach vorausgehendem Vergleichen — die Essenz wissenschaftlicher Forschung (McEven), dem anderen dagegen eine Pseudo-Methode (R. Schmidt 1967: XXV f.), und ein dritter meint, daß ihre Anwendung gegenüber der vergleichenden Methode nichts Neues schaffe (Eisermann 1974: 374). Entsprechend müßten auch Aussagen über die vergleichende Methode ohne eine systematische Zuordnung Verwirrung stiften. Darum soll zweitens die vierteilige Methoden-gruppierung zeigen, daß die vergleichende Methode von uns als ein *Interpretationsverfahren* aufgefaßt wird. Sie ist keine normierbare Technik (wie z. B. die Fragebogenerhebung oder die Kartendarstellung der sog. kartographischen Methode); sie ist keine auf einen bestimmten Sektor abgrenzbare Betrachtungsweise (wie z. B. die auf Bedeutungsstrukturen schauende sog. strukturalistische oder die auf das Beziehungsfeld menschlicher Interaktion schauende sog. soziologische Methode); sie ist auch keine umfassende Denkmethode, sondern eben ein spezifischen Regeln unterworfenen Interpretationsverfahren.

In der Europäischen Ethnologie werden zunächst einmal relativ stark isolierte *Einzelerscheinungen* interpretierend miteinander verglichen: gekreuzte Pferdeköpfe als Giebelzeichen (R. Wolfram), Musikinstrumente vom Rummelpott-Typ (L. Kretzenbacher), unterschiedliche Votive und Weihgaben (L. Kriss-Rettenbeck). Dazu kommen Untersuchungen etwas komplexerer Phänomene, die erst in Merkmale aufgespalten und so vergleichend interpretiert werden: Häuser in bezug auf Grundriß, Wand, Dachkonstruktion etc. (B. Schier), Bräuche in bezug auf Handlungsvorgang, Trägergruppen, Requisiten (F. Sieber, L. Kretzenbacher), vor allem Volkserzählungen in bezug auf ihre Einzelmotive (Finnische Schule). Auch zu vergleichenden Kontext-Interpretationen wird angesetzt, z. B. das Volksleben zweier weit entfernt von einander liegender Kleinstädte (Eibelstadt und Wilster) oder dreier benachbarter fränkischer Regionen untersucht (K. S. Kramer), oder die Stammescharakteristik von Bayern und Franken vergleichend skizziert (J. Dünninger).

Die Vergleichung von Erscheinungskomplexen und ausgedehnten kulturellen Kontexten bringt besondere Probleme mit sich, da die phänomenale Verhaftetheit des vergleichenden Vorgehens sich lockert. Hier sind nämlich nicht nur Erscheinungen, sondern auch Beziehungen zwischen ihnen, also *Strukturen*, zu vergleichen. Nun lassen sich Strukturen aber nur vergleichen, wenn sie in eine anschauliche Form gebracht (formalisiert) werden. In dieses Stadium der Wissenschaftsentwicklung beginnt die EE — insgesamt gesehen — gerade erst einzutreten. Man hat etwa die Strukturen von Zaubermärchen (V. Propp), Schwänken (H. Bausinger) oder Pflügen (B. Bratanić) in Formeln kondensiert, die damit eröffneten Möglichkeiten für die vergleichende Interpretation jedoch erst ange-

deutet. Weiter fortgeschritten ist die Diskussion um den Strukturvergleich von Mythen. Als äußerliches Hilfsmittel werden hier synoptische Operationstabellen verwendet (C. Lévi-Strauss). Theoretische Überlegungen zielen auf die Voraussetzungen des Mythenvergleichs (gemeinsame Sprache, Auswahl und Größenordnung der Vergleichselemente), wobei insbesondere die Ausgrenzung von sechs Beziehungstypen bemerkenswert ist: System-, Code-, Themen-, Motiv-, Episoden-, Botschaftsbeziehung (Richard, zit. bei Oppitz 1975: 220). Auch auf abstrakterer Ebene — z. B. bäuerlicher Umweltanpassung — hat man bestimmte Typen zu Vergleichszwecken herausgearbeitet (O. Löfgren). Der Vergleich noch umfassenderer Zusammenhänge (z. B. ganzer Subkulturen, „Volkskulturen“, Kulturen) wird allerdings bisher unbefriedigend gehandhabt, weil eine hinreichende Strukturbeschreibung (Typisierung) als notwendige Voraussetzung meist fehlt.

Man kann also kulturelle *Erscheinungen* unmittelbar, ferner anschauliche *Typen* und formalisierte *Strukturen* der vergleichenden Methode unterwerfen. Für die EE wird diese Methode jedoch erst richtig fruchtbar, wenn sie sich auch auf deren zentralen Forschungsgegenstand, die kulturellen Werte, anwenden läßt. Prinzipiell dürfte dem nichts entgegenstehen. Aber vorher müßte die Grundproblematik des kulturellen Werts, vor allem seine Operationalisierbarkeit einer Lösung näher gebracht werden (Gerndt 1976: 93 f.).

DIE DIMENSIONEN VERGLEICHENDEN VORGEHENS besitzen (neben den Vergleichsobjekten) für die Forschungspraxis eine besondere Bedeutung. Da ihre Auswahl vom vorherrschenden Erkenntnisinteresse abhängig ist, ermöglicht die Betrachtungsweise eine Differenzierung der wissenschaftlichen Schulen, die mit der vergleichenden Methode arbeiten:

1. Die Vergleichung im *Raum* führt zur Konstatierung von Verbreitungsgebieten und Verbreitungsgrenzen. Dahinter steht die Frage nach kulturlandschaftlichen oder kulturräumlichen Zusammenhängen bzw. nach Kulturgrenzen (Kulturraumforschung).
2. Die Vergleichung in der *Zeit* führt zur Konstatierung von kontinuierlichen oder sprunghaften Abläufen und zeitlichen Schichtungen. Dahinter steht die Frage nach kulturellem Wandel, nach Tradierungsprozessen und Kontinuitäten (Kulturgeschichtsforschung).
3. Die Vergleichung im *sozialen Feld* führt zur Konstatierung von Anpassungserscheinungen (Enkulturation, Akkulturation), Assimilationsbarrieren und sozialen Schichtungen. Dahinter steht die Frage nach gruppen- oder schichtenspezifischen Normen und Kulturmustern (Gruppenkultur-Forschung).
4. Die Vergleichung im *psychischen Feld* führt zur Konstatierung von „Weltbildern“ und „Geistigkeiten“. Dahinter steht die Frage nach individuellen oder kollektiven Motivationsfeldern und Verhaltensmustern, nach archetypischen Vorstellungen und Symbolverstehen („kulturelle Verhaltensforschung“).

Meistens wird die vergleichende Methode aber nicht eindimensional vollzogen. Zwar sind die einzelnen Vergleichsvorgänge z. B. im geographischen oder sozialen Raum synchron durchzuführen, insgesamt fließt jedoch in der Regel zumindest die Zeit bei der Betrachtung anderer Dimensionsbereiche mit ein: die Kulturraumforschung wird so zur *Diffusionsforschung*, die Gruppenkulturforschung zur *Kommunikationsforschung*, die „kulturelle Verhaltensforschung“ zur *Intentions- bzw. Rezeptionsforschung*. Unser Erkenntnisinteresse ist heute in besonderem Maße auf solche kulturelle Dynamik, auf Kulturprozesse gerichtet. Da aber Kulturprozesse sich nur aus Veränderungen erschließen lassen (Gerndt 1974: 84), kann man sie auch nicht unmittelbar vergleichen. Vergleichende Untersuchungen über Wandlungsvorgänge beruhen auf dem jeweils synchronen Vergleich zwischen Strukturen vor und nach ihrem Wandel (vgl. Bendix 1970: 179).

DIE FRAGE NACH DEN VERGLEICHSZIELEN führt schließlich ins Zentrum unserer methodologischen Analyse. Von hier aus ist die Leistungskraft der vergleichenden Methode entscheidend zu beurteilen. Warum wenden wir diese Methode an? Welche Probleme wollen wir mit ihr lösen und inwieweit lassen sie sich (nur) auf diese Weise lösen? Und welche methodologischen Spezialprobleme der vergleichenden Methode sind vorher aus dem Weg zu räumen? Die folgenden Erörterungen müssen sich stärker an soziologisch-ethnologisch-kulturanthropologischen Studien orientieren, da in der EE vergleichende Arbeiten auf entsprechendem methodologischen Reflexionsniveau kaum vorliegen.

1. Ziel ist der Nachweis von *Zusammenhängen zwischen Kulturelementen (oder -strukturen)* als abhängigen und unabhängigen Variablen sowie zugleich der Beweis dafür, daß Variationen der unabhängigen Variablen entsprechende Variationen der abhängigen Variablen *allein* verursachen (vgl. Knorr 1973: 328). Ein einfaches Beispiel wäre die Abhängigkeit der Hauskonstruktion von obrigkeitlichen Bauvorschriften, wenn sich zeigen ließe, daß beim Konstantbleiben aller anderen Gegebenheiten mit dem Wandel von Bauvorschriften sich immer auch die Hausformen ändern. Diese Abhängigkeitshypothese könnte auf andere Weise dadurch bestätigt werden, daß sich durch systematische Variation der irrelevanten Variablen (Gegebenheiten des kulturellen Kontextes) weder Form noch Intensität der Beziehung zwischen Hauskonstruktion und Bauvorschriften verändern würden. Hier handelt es sich um den sog. „kontrollierten Vergleich“ (Eggan 1954), der der Methode paralleler Variationen entspricht (Durkheim 1961: 209—213). Dieses sog. „indirekte Experiment“ ist mehr im sozialen als im kulturellen Bereich und nur in besonders günstigen Fällen auf historische Fragen anwendbar.

2. Ziel ist der Nachweis kulturhistorischer *Zusammenhänge zwischen verschiedenen Kulturarealen*. Zunächst werden trait-Listen oder Merkmalenlisten z. B. eines Volkserzählungstyps aufgestellt und dann aus der Verbreitung und der räumlichen und zeitlichen Konzentration der gleichen Elemente Schlüsse über Diffusionszentren, -träger und -wege abgeleitet. Beispiele dafür bieten die Märchenstudien der sog. Finnischen Schule; auch auf dem Gebiet der Sach- und der Brauch-

forschung wird ähnlich gearbeitet (G. Wiegelmann, N.-A. Bringéus). Überhaupt haben die meisten vergleichenden Studien in der EE eine kulturhistorische Zielsetzung, nur daß die Präzisierung der Merkmallisten in der Regel zu unvollkommen ist und die Quantität der Vergleichsobjekte für statistische Auswertungen selten hinreicht. Selbst die Aussagefähigkeit des Vergleichsmaterials wird nur ausnahmsweise exakt abgeschätzt (Stieber 1964/65).

3. Ziel ist der Nachweis *interkultureller*, z. T. *gar universeller Regelmäßigkeiten* in kulturellen Prozessen, Ausdrucks- und Verhaltensformen. Beispiele bieten vor allem die Cross-Cultural-Studien. In der EE wird diese Abstraktionsebene noch relativ selten angepeilt (Kretzenbacher 1973, H. v. Beit).

Unter allen Zielsetzungen — besonders aber bei den auf Kulturgesetze ausgerichteten Forschungen — bleiben mit der vergleichenden Methode schwerwiegende erkenntnistheoretische Probleme verknüpft (vgl. Naroll/Cohen 1970: 19—22). Vielschichtig ist erstens die Frage der *Datenqualität*: wieweit sind die Informationen z. B. mit systematischen („bias“) oder unsystematischen Fehlern („random-error“) behaftet? Entscheidend bleiben zweitens die theoretischen *Abgrenzungsprobleme*, die Kategorisierung und Bildung der Untersuchungseinheiten. Die modellhafte Fixierung von Vergleichsobjekt und dessen Kontext schränkt bereits die Art der Erkenntnismöglichkeiten ein: ob z. B. historische oder nur abstraktere, typologisch bedeutsame Vergleiche möglich sind. Als nicht minder einschneidend erweisen sich drittens *Schlußfolgerungsprobleme*: „Galtons Problem“ nennt man die Schwierigkeit, wie gemeinsam diffundierte Elemente von nur funktional korrelierten sicher zu unterscheiden sind. Kausalitätsschlüsse im anthropologischen Bereich („wenn A, dann B“) bleiben mit Unsicherheiten behaftet, weil auch Multikausalität, Parallelkausalität, Funktionsäquivalenz, eine intervenierende Variable, zufällige Übereinstimmung, Personalität oder eine Kombination dieser Faktoren vorliegen könnte (Köbben 1968). Endlich läßt sich viertens bei interkulturellen Regelmäßigkeiten die *Allgemeingültigkeit* nur schwer begründen.

WAS FOLGT AUS ALL DEM? Die *Grenzen* der vergleichenden Methode dürfen nicht unterschätzt werden. Sie sind auf allen Ebenen ins Kalkül zu ziehen: bei der empirischen Datenkontrolle, der theoretischen Modellbildung und der methodischen (logischen) Argumentation. Die Ansprüche müssen wohl bescheidener werden, d. h. anstatt gleich allgemeingültige Kulturgesetze anzustreben, brauchen wir — zumindest vorerst noch — historisch genauer fixierte Aussagen. Es geht doch — meint Edmund Leach (1968: 341 f.) — um das Humane, um die Entdeckung dessen, was Menschen tatsächlich tun, und nicht um das statistisch Mögliche. Wir wollten nicht wissen, daß sich diese oder jene Kulturmuster-Kombination findet, sondern warum sie gerade so an diesem oder jenem Ort ausgeprägt ist. Statt zu demonstrieren, daß sich Kultur wie Natur verhalte, sei vielmehr zu zeigen, wie sich beide unterscheiden.

Die vergleichende Methode ist ein Interpretationsverfahren. Sie besitzt stets eine wechselnde Anzahl von Unsicherheitsfaktoren und kann darum nur zu *wechselnden Wahrscheinlichkeitsgraden* der Erkenntnis führen (Wagner 1955: 705). Sie stellt einen wesentlichen Kunstgriff für die Entfaltung kulturwissenschaftlicher Argumentation dar, aber keine noch so verhüllte Form des naturwissenschaftlichen Experiments, das zur Erklärung führt (Leach 1968: 344). Die vergleichende Methode ermöglicht jedoch in jenen Bereichen, wo das kontrollierte Experiment nicht anwendbar ist, wenigstens eine Art von Kontrolle.

Einige *allgemeinere Leistungen* vergleichender Forschung seien nicht vergessen. Theodor Schieder weist darauf hin, daß die vergleichende Methode den Historiker in die Lage versetzt, die auf ihn eindringende Masse der Quellen und Informationen, die unendlich vielen Standpunkte und Meinungen eines universal gewordenen Geschichtswissens unter höheren Gesichtspunkten zu ordnen (1965: 211). Fritz Wagner stellt die hohe pädagogische Bedeutsamkeit eines wissenschaftlich vertretbaren vergleichenden Zeichensetzens heraus (1955: 709), und René König betont den wesentlichen Beitrag des interkulturellen Vergleichs zur Auflösung theoretischer Vorurteile, die aus der eigenen kulturellen Position des Forschers resultieren (1969: 492). Niklas Luhmann bemerkt, daß wir gemeinhin in der Fähigkeit zu sicheren Voraussagen kausaler Prozesse einen Erkenntnisgewinn erblicken, aber noch nicht gewohnt sind, die Möglichkeit, Verschiedenartiges als gleich zu behandeln, ebenso zu schätzen (1963: 500). Schließlich kann die theoretische Durchdringung der vergleichenden Methode auch der Erkenntniskritik dienen und Bausteine für eine noch zu schaffende Theorie der Kritik liefern (Gerndt 1972: 189 f.).

4. DAS VORGEHEN DER VERGLEICHENDEN METHODE

DIE FORSCHUNGSSTRATEGIE ist ein Angelpunkt aller wissenschaftlichen Arbeit. Neben dem Erkenntnisinteresse eines Subjekts und dem durch dieses Interesse zum Gegenstand gemachten Objekt bildet das planmäßige Vorgehen (= Methode) den dritten wesentlichen Bestandteil unseres Wissenschaftsbegriffs. Die Forschungsstrategie bestimmt, welche Einzelmethoden in welcher Reihenfolge angewendet werden sollen. Die *Methodik insgesamt* ermöglicht erst die materielle und geistige Aneignung, die Erkenntnis der erfahrbaren Welt. Aktualisiert wird diese Mittlerfunktion der Methodik immer dann, wenn ein Problem vorliegt, d. h. wenn einem Subjekt die Diskrepanz zwischen dem „So-Sein“ und einem möglichen „Anders-Sein“ bewußt wird und es ein Interesse daran hat, den Zwiespalt aufzulösen bzw. zu „verstehen“ (vgl. Helmut Gerndt 1977: 8).

Jeder Lösungsweg verlangt Manipulationen und setzt Auswahlgesichtspunkte voraus. Darum geht die Methode letztlich in die Ergebnisse ein. Das komplizierte Geflecht interpretatorischer Voraussetzungen und Aspekte — der sog. hermeneutische Zirkel — verhindert auch bei der vergleichenden Methode, daß man umfas-

sende und zugleich präzise Vorschriften für ihre Anwendung aufstellen kann. Einige *Leitlinien* lassen sich allerdings bestimmen: „Regeln der Beweisführung“ (Durkheim 1961: 205—217), „Arbeitsregeln“ (Brodersen 1969: 1237 f.), „Grundregeln“, die beachtet (Schieder 1965: 209—211), oder „Problemkreise“, die durchdacht werden müssen (Gerndt 1972: 190 f.). Wir wollen im folgenden drei Hauptschritte der vergleichenden Methode herausheben und die damit verknüpften methodologischen Fragen erläutern.

1. Schritt: Fixierung der Ausgangslage

WER MIT HISTORISCHEN MATERIALIEN arbeitet, hat es immer mit einer mehr oder minder verzwickten *Quellenlage* zu tun. Er kann so gut wie nie damit rechnen, sie vollständig zu überschauen. Selbstverständlich ist es erlaubt, ein zu vergleichendes Objekt aufgrund vorhandener Indizien gewissermaßen zu „restaurieren“. Quellenprobleme dürfen aber durch die später folgende Interpretation nie verdeckt werden. Gerade dort, wo sie nur teilweise oder unter Vorbehalten zu lösen sind, müssen sie einer späteren Verifikation offen bleiben, einer Überprüfung, ob nämlich das Vergleichsobjekt auch wirklich so bestanden hat, wie es in den Vergleich eingebracht wurde.

Neben das Klarlegen der Quellensituation gehört das genaue *Beschreiben der Vergleichsobjekte* und ihrer Beziehung zu den Kontexten. Das bedeutet „Konzeptualisierung“ (Rapoport 1955: 118) und ist immer nur in modellhafter Form möglich (vgl. Gerndt 1976). Da es eine absolute Gleichheit nicht gibt, sondern nur mehr oder minder große Ähnlichkeiten, muß durchsichtig sein, worauf die Postulierung der Gleichheit beruht. Es muß überprüfbar bleiben, ob Vergleichbarkeit gegeben ist — auch wenn sich diese nie eindeutig messen läßt, sondern nur auf einen Katalog notwendiger Reflexionen zurückgeführt werden kann. Drei Punkte sind dabei zu bedenken und genau festzulegen: 1. die Grenzen der Vergleichsobjekte (das ist bei Realien verhältnismäßig einfach, aber schon bei Handlungsabläufen — Bräuchen — sind z. B. die zeitlichen Anfangs- und Endpunkte, die Beteiligung oder Nichtbeteiligung im sozialen Feld oft schwierig zu bestimmen), 2. die Hauptmerkmale der Vergleichsobjekte und 3. der sozialkulturelle Zusammenhang.

Schließlich verlangt die Fixierung der Ausgangslage die Kennzeichnung des Forscherstandpunktes und des Forschungsinteresses, d. h. vor allem die *Bestimmung des Vergleichsaspektes*. Das Vergleichen kann z. B. auf inhaltliche, formale oder funktionale Einsichten ausgerichtet sein. Der jeweilige Blickwinkel muß vorher festgelegt und darf während des gerade laufenden Vergleichsvorgangs keinesfalls gewechselt werden. Auch die Verschiebung eines Hauptaspektes auf Teil- oder untergeordnete Aspekte ist immer nur im Nacheinander abgeschlossener Vergleichsvorgänge (Apperzeptionen) gestattet.

2. Schritt: Akt der Vergleichung

DEM SYSTEMATISCHEN VERGLEICH geht das Erfassen von Kontrasten voraus; sie erschüttern Selbstverständlichkeiten und stellen sie in Frage (König 1969: 493); bewußte Kontrastierung verdeutlicht Eigenschaften und dient der Merkmalanalyse (Stieber 1970/71: 45 A. 4); die Art möglicher Kontrastierung bestimmt — und begrenzt — die Möglichkeiten, die vergleichende Methode anzuwenden. Besonders bei historischen Studien ist es vielfach so, daß die Beschaffenheit der Quellen den Forscher von vornherein zu Teilaspekten zwingt (Kretzenbacher 1973: 18). Das Erkenntnisinteresse bleibt also, soweit es tatsächlich befriedigt werden kann, an die erreichbaren Basiskenntnisse, an die Ausgangslage des Forschungsprozesses gebunden.

Es erscheint darum sinnvoll, die vergleichende Methode nach ihrem *unterschiedlichen Ansatz im Objektbereich* zu differenzieren. Die Ausgangslagen einer Vergleichung können grundverschieden sein. Wir haben bereits oben (S. 16) gesehen, daß bei der Formalisierung der Ausgangslage zwischen den Vergleichsobjekten einerseits und dem jeweiligen sozialkulturellen Kontext andererseits unterschieden werden kann. Ein Vergleich völlig isolierter Erscheinungen, ohne Seitenblick auf ihre kulturelle Einbindung, würde ja bestenfalls zu einer Art l'art-pour-l'art-Betrachtung führen. Erläutern wir die drei möglichen Vergleichungen, die sich auf jeweils verschiedenen Ebenen vollziehen, kurz an Beispielen:

a) *Historische Vergleichung* ist dort möglich, wo wir vergleichbare Objekte in (zwar räumlich oder zeitlich verschieden gelagerten, aber) vergleichbaren kulturellen Kontexten betrachten. Hier lassen sich genauere Aussagen über historische Zusammenhänge erwarten: ob etwa zwischen geographisch von einander entfernten Kulturphänomenen eine allgemein gesellschaftlich bedingte Verwandtschaft oder eine „genetische“ Verwandtschaft aus gleicher Wurzel oder aber eine durch Übernahme entlehnte Verwandtschaft besteht. Friedrich Sieber untersucht in seinem Buch „Deutsch-westslawische Beziehungen in Frühlingsbräuchen“ (1968) Erscheinungsformen des Todaustragens in vergleichbaren Kultursituationen Böhmens, Polens, Schlesiens und des Odenwald-Spessart-Gebietes. Über die Vergleichung analytischer Brauelemente in ihrem Lebenszusammenhang will er zeigen, wie diese situationsbedingt (in Böhmen um 1350) zu einer Brauchstruktur gefügt werden und wie sich dann der ganze Brauchkomplex entwickelt und über Sprach- und Territoriumsgrenzen hinweg verbreitet.

b) *Typologische Vergleichung* ist dort möglich, wo zwar die Objekte selbst, nicht aber ihr kultureller Kontext als vergleichbar angesehen werden können. Dann sind keine Aussagen über historische Zusammenhänge, also keine Einsichten in irgendwelche kommunikativen Verwandtschaften zu erwarten. (Das heißt nicht, daß hier solche Verwandtschaften nicht bestehen könnten, sondern nur, daß sie bei einer Ausgangskonstellation, die den typologischen Vergleich erfordert, durch Vergleichung nicht zu ermitteln sind.) Typologische Vergleichung zielt auf allgemeinere Ergebnisse, wie sie Leopold Kretzenbacher mit seinem Werk „Kettenkirchen in Bayern und in Österreich“ (1973) über die Devotionalform der

„cinctura“ erstrebt. Die Quellenlage erfordert hier eine Suche nach „Vergleichbarem im ähnlich Gelagerten“. Weitgestreute Zeugnisse aus Südosteuropa, aus dem — gegenwärtigen und antiken — Mittelmeerraum, aus Georgien und Rußland werden herangezogen, die statische Gürtung der Sakralobjekte ebenso wie deren dynamische Umkreisung erörtert, um den Kulttyp magischen Hegens und Bindens als religiöse Urgebärde verstehend zu durchdringen.

c) *Symbolische Vergleichung* ist dort möglich, wo wir unterschiedliche Objekte in vergleichbaren kulturellen Kontexten erblicken. Sie ermöglicht Einsichten in Bereiche der Funktionsäquivalenz (vgl. Bausinger 1971: 227—240), ins Feld archetypischer Kulturmuster, vollzieht sich aber auf einer methodologisch noch weitgehend ungesicherten Ebene. Als Beispiel mag auf Gotthilf Islers Buch „Die Sennenpuppe“ (1971) verwiesen sein. Hier wird die Hypothese einer Zeit und Raum übergreifenden, spezifisch menschlich strukturierten Psyche vorausgesetzt und die Sennenpuppen-Sage mit zahlreichen anderen alpenländischen Sagen sowie unterschiedlichen Motiven anderer Zeiten und Räume verglichen („umgeben“). Diese sog. Amplifikation („symbolgeschichtliche Vergleichung“) führt schließlich zu der Funktionsaussage, daß bei den Sennen die christliche Bewußtseinseinstellung durch bestimmte Alpensagen kompensiert werde.

Der Akt der Vergleichung leitet — je nach Ausgangslage, ob Historisches, Typologisches oder Symbolisches (Bedeutungshaftes) untersucht werden kann und soll — auf eine von drei Ebenen: zur historischen, zur typologischen oder zur symbolischen Vergleichung. Wenn wir diese Denkebenen beschreiten, ein Gefüge von Gleichheiten und Ähnlichkeiten denkend durchdringen, dann eröffnen sich uns Einsichten in das Beziehungsnetz solcher miteinander konfrontierter Gefüge von abgeschatteten Gleichheiten. Nicht mehr und nicht weniger. Die *Vergleichung erklärt nicht*; sie steckt nur den Rahmen möglicher Erklärbarkeit ab. Sie kann bestimmte Erklärungen nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit nahelegen. Hier setzt dann ein letzter Schritt der vergleichenden Methode ein.

3. Schritt: Kriterienabwägung und Schlußfolgerung

ERKLÄREN BEDEUTET, Wirkungszusammenhänge zwischen bestimmten Erkenntnisobjekten und/oder bestimmten Faktoren aufzuzeigen. Während der Akt der Vergleichung Art und Stärke von Objektbeziehungen *formal* erkennen läßt, sind die dazugehörigen realkausalen Aussagen nur durch logische Argumentation abzuleiten. Dieser Weg der Beweisführung ist im Rahmen der vergleichenden Methode wenig untersucht. Einige *sozialwissenschaftliche Ansätze* liegen vor. Emile Durkheim geht davon aus, daß man für allgemeinere Schlußfolgerungen nicht isolierte Variationen vergleichen darf, sondern regelrecht aufgestellte Variationsreihen, deren Glieder durch eine möglichst kontinuierliche Abstufung verbunden und die überdies von einer hinlänglichen Ausdehnung sind (1961: 213). Er erörtert dann die Art, in der diese Reihen gebildet werden müssen, ist allerdings in bezug auf die Gewißheit seiner Ergebnisse zu optimistisch. Volle Beweiskraft wäre bestenfalls im Laboratoriumsexperiment erreichbar. André Köbben (1968) befaßt sich

eingehend mit der Gültigkeit eines allgemeinen anthropologischen Satzes „Wenn A, dann B“. Weitgreifendere Gedanken über die Logik vergleichender Sozialforschung vermitteln Adam Przeworski und Henry Teune (1970).

Die *Ethnologie* und die speziellere EE haben, um bestimmte Fragen mittels der vergleichenden Methode beantworten zu können, *Kriterienkataloge* entwickelt. Das Problem „Übertragung oder Parallelismus?“ besitzt in der Völkerkunde während längerer Zeit eine besondere Bedeutung. Unter diesem Aspekt gilt ein kultureller Zusammenhang zwischen entfernten Arealen als gesichert, wenn durch ähnliche Kulturphänomene drei Bedingungen erfüllt sind: 1. das *Formkriterium*, welches Gleichheiten von Kulturgütern an solchen Eigentümlichkeiten mißt, die keine nennenswerte Gebrauchsfunktion haben; 2. das *Quantitätskriterium*, das solche Gleichheiten bei möglichst vielen Kulturgütern des gleichen Kontextes zählt; 3. das *Kontinuitätskriterium*, das auf Zwischenglieder solcher Gleichheiten in der räumlichen Verbreitung achtet (vgl. Haekel 1956). Ergänzende, aber insgesamt nicht präzisere Überlegungen gibt Wilhelm Mühlmann (1938: 175—180): neben das Formkriterium stellt er 2. das Kriterium der allgemeinen Wahrscheinlichkeit (die Wahrscheinlichkeit historischer Zusammenhänge sinke unter anderem mit zunehmender zeitlicher und räumlicher Entfernung), 3. das Kriterium der Gleichartigkeit der Vergleichseinheiten, und 4. das Kriterium der historischen Vergleichsrelevanz (je verbreiteter und häufiger eine Kulturerscheinung überhaupt auf der Erde sei, um so wahrscheinlicher werde ihr beiderseitiges Auftreten in zwei Vergleichsgebieten oder -zeiten auf selbständiger Entstehung beruhen).

Die EE kennt — von verschiedenen Ansätzen (z. B. Wiegmann 1967) abgesehen — umfängliche Kriterienkataloge für Schlußfolgerungen bisher vor allem in der *vergleichenden Erzählforschung*, die sich der sog. „geographisch-historischen Methode“ bedient. Die systematische Darstellung dieser Methode (Anderson 1940: 508—522) reflektiert zunächst die Hauptprinzipien und die erreichbaren (wie auch die nicht erreichbaren) Untersuchungsziele und entwirft eine bis ins Einzelne gehende Arbeitstechnik. Auf die jeweiligen Untersuchungsziele (Urform einer Erzählung, deren Heimat und Entstehungszeit; Lokalredaktionen; Verbreitungswege) sind dann die Schlußfolgerungen bezogen. Besonders zahlreiche Kriterien werden für die Bestimmung der „Urform“ jedes traditionellen Zuges einer Erzählung beigebracht: am ursprünglichsten erscheint danach jeweils jene Elementvariante, die in den meisten Aufzeichnungen vorhanden ist, das größte Verbreitungsgebiet besitzt, in den ältesten und am besten erzählten Aufzeichnungen vorkommt, am natürlichsten und am folgerichtigsten scheint, nicht aus anderen Erzählungen entlehnt sein kann, etc.

Man erkennt heute schnell, daß diese Aufzählung problematische Momente enthält. Hier wird teilweise auf unreflektierten, harmonisierenden, quasi-natürlichen Wertvorstellungen gebaut. Das verstärkt sich noch bei der Rekonstruktion des „Urtextes“, wenn man sich daran orientieren soll, „daß die einzelnen Züge miteinander in gutem Einklang stehen und ein vernünftiges Ganzes ergeben“ (Anderson 1940: 517). Für die Feststellung von Heimat, Entstehungszeit und Verbreitungswegen einer Erzählung sind die Kriterien „positivistischer“, aber letztlich

auch nicht hinreichend, weil orale Überlieferung gegenüber schriftlich-bildlicher Tradierung insgesamt als viel zu bedeutungsvoll vorausgesetzt wird (vgl. Moser 1976). Trotzdem bleibt anzuerkennen, daß sich die sog. Finnische Schule explizit um Schlußfolgerungskriterien bemüht.

Der 3. und letzte Schritt der vergleichenden Methode, die Kriterienabwägung für die Schlußfolgerung, bedarf in der EE am allerdringlichsten *methodologischer Hilfe*. Nicht nur, daß die Logik des Argumentierens an vielen Stellen unzureichend durchschaut wird, sogar das Feld möglicher Argumente läßt sich für viele der interessantesten Fragen bisher kaum abstecken. Hier ist in gegenstandsbezogener Arbeit noch viel zu tun. Allgemeiner wird sich unter anderem die Frage stellen, ob auch Wahrscheinlichkeitsberechnungen angewendet werden können. Das ist ein schwieriges Problem, weil die Entscheidungsfreiheit des menschlichen Geistes indeterminierte Impulse in den sozialkulturellen Bereich einbringt. Hinzu kommt das „Problem der kleinen Zahl“, das bei starker Differenzierung rasch entsteht (Witt 1970: 453).

ABSCHLIESSEND BLEIBT FESTZUHALTEN, daß das Vorgehen der vergleichenden Methode in dieser Abhandlung notgedrungen in einer etwas idealisierten Form erscheint. Von einem kulturwissenschaftlichen Interpretationsverfahren kann man nicht die Präzision naturwissenschaftlicher Experimentalvorschriften, sondern nur die gleiche *gedankliche Stringenz* erwarten. Spezifische Erkenntnisobjekte und spezifisches Erkenntnisinteresse bringen immer wieder eigene Akzente in den wissenschaftlichen Diskurs. Wer sich aber an dem skizzierten Schema orientiert, wird die wesentlichsten Denkoperationen nicht umgehen, die Logik der Beweisführung aufmerksamer verfolgen und damit auch die Gültigkeit seiner Ergebnisse genauer abschätzen können. Es sind ja nicht absolute Wahrheiten, die wir erstreben, sondern menschenmögliche Erkenntnisse mit der Einsicht in ihre Grenzen.

LITERATUR

Die Äußerungen zur vergleichenden Methode sind praktisch unübersehbar. Diese Liste enthält die Nachweise zum Beitrag. Bezüglich der methodologischen Literatur versucht sie, eine knappe, viele Aspekte ansprechende Auswahl zum engeren Thema vorzulegen; einige besonders wichtige Arbeiten sind durch * herausgehoben. Auf die zusätzliche Nennung vergleichender Sachstudien aus dem Bereich der EE wird verzichtet, da sie zu unterschiedlich sind und in unserem Zusammenhang kommentiert werden müßten.

AARNE, Antti

Leitfaden der vergleichenden Märchenforschung. (= FFC. 13.) Hamina 1913.

ACKERKNECHT, Erwin H.

On the Comparative Method in Anthropology. In: *Method and Perspective in Anthropology. Papers in Honor of Wilson D. Wallis*, ed. by Robert F. Spencer. Gloucester/Mass. 1969, p. 117—125

- ANDERSON, Walter
Geographisch-historische Methode. In: *Handwörterbuch des deutschen Märchens*, hrsg. von Lutz Mackensen. 2 Bde. Berlin 1930—40; Band 2 (1940), S. 508—522
- *ANDRESKI, Stanislav
The Uses of Comparative Sociology. Berkeley, Los Angeles 1969
- BACH, Adolf
Deutsche Volkskunde. Wege und Organisation, System, Methoden, Ergebnisse und Aufgaben, Schrifttum. Heidelberg ³1960
- BAUSINGER, Hermann
Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Berlin, Darmstadt (1971)
- BELOW, Georg von
Das kurze Leben einer viel genannten Theorie. Über die Lehre vom Ureigentum. In: G. v. B.: *Probleme der Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung in das Studium der Wirtschaftsgeschichte*. Tübingen 1920, S. 1—26.
Die vergleichende Methode. In: *Histor. Vierteljahresschrift* 21 (1922/1923), S. 129—138
- BENDIX, Reinhard
Die vergleichende Analyse historischer Wandlungen. In: *Theorien des sozialen Wandels*, hrsg. von Wolfgang Zapf. Köln, Berlin ²1970, S. 177—187
- *BEYME, Klaus von
Möglichkeiten und Grenzen der vergleichenden Regierungslehre. In: *Politische Vierteljahresschrift* 7 (1966), S. 63—96
- BITTERLI, Urs
Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung. München 1976.
- BRODERSEN, A.
Vergleichende Methode. In: *Wörterbuch der Soziologie*, hrsg. von Wilhelm Bernsdorf. Stuttgart ²1969, S. 1235—1238
- CONTAG, Jürgen
Logische Analyse empirischer Forschung. Beschreibung und Gegenüberstellung von Induktionsverfahren und positivistischem Verfahren. Marburg/L. 1969
- DILTHEY, Wilhelm
Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. (= Gesammelte Schriften. 7.) Leipzig, Berlin 1927
- DRIVER, Harold E.
Cross-Cultural Studies. In: *Handbook of Social and Cultural Anthropology*, ed. by John J. Honigmann. Chicago 1973, p. 327—367
- DROYSEN, Johann Gustav
Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte. Hrsg. von Rudolf Hübner. Darmstadt ⁴1960
- DURKHEIM, Emile
Die Regeln der soziologischen Methode. Hrsg. und eingeleitet von René König. (= Soziologische Texte. 3.) Neuwied, Berlin 1961
- EGGAN, Fred
Social Anthropology and the Method of Controlled Comparison. In: *American Anthropologist* 56 (1954), p. 743—763
- EISERMANN, Gottfried
Soziologie und Geschichte. In: *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, hrsg. von René König. Bd. 4: Komplexe Forschungsansätze. Stuttgart ³1974, S. 340—404
- EISLER, Rudolf
Wörterbuch der philosophischen Begriffe. 3 Bde. Berlin ⁴1927—30
- ENGEL, Josef
Analogie und Geschichte. In: *Studium Generale* 9 (1956), S. 96—107
- ERIXON, Sigurd
An Introduction to Folklife Research or Nordic Ethnology. In: *Folk-Liv* 14/15 (1950/51), p. 5—15

- GADAMER, Hans-Georg
Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1965
- GERNDT, Helge
Vergleichende Volkskunde. Zur Bedeutung des Vergleichs in der volkskundlichen Methodik. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 68 (1972), S. 179—195
Kleidung als Indikator kultureller Prozesse. Eine Problemskizze. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 70 (1974), S. 81—92
Zu einigen Grundproblemen der Kulturanalyse. In: *Ethnologia Europaea* 9 (1976), S. 89—99
- GERNDT, Helmut
Methodologische Untersuchung der Simulationsmethode. Ein Ansatz für eine umfassende Definition. Diss. Berlin 1977
- GINSCHHEL, Gunhild
Der junge Jacob Grimm. 1805—1819. (= Dt. Ak. d. Wiss. z. Bln. Veröff. d. Sprachwiss. Komm. 7.) Berlin 1967
- GOLDSCHMIDT, Walter
Comparative Functionalism. An Essay in Anthropological Theory. Berkeley, Los Angeles 1966
- GOLDSTEIN, Kenneth S.
A Guide for Fieldworkers in Folklore. Preface by Hamish Henderson. Hatboro/Penn., London 1964
- GRAEBNER, F.
Methode der Ethnologie. (= Kulturgeschichtliche Bibliothek. 1. Th. 1.) Heidelberg 1911
- HABERLANDT, Michael
Die europäische Volkskunst in vergleichender Betrachtung. In: *Vom Wesen der Volkskunst*. (= Jahrbuch für historische Volkskunde. 2.) Berlin 1926, S. 33—43
- HAEKEL, Josef
Zum heutigen Forschungsstand der historischen Ethnologie. In: *Die Wiener Schule der Völkerkunde*, hrsg. von J. Haekel, A. Hohenwart-Gerlachstein und A. Slawik. Horn 1956, S. 17—90
- HAIN, Mathilde
Die Volkskunde und ihre Methoden. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*, hrsg. von Wolfgang Stammer. 3 Bde. Berlin 1962; Bd. 3, Sp. 2547—2570
- HARRIS, Marvin
The Rise of Anthropological Theory. A History of Theories of Culture. New York 1968
- HEILFURTH, Gerhard
Aspekte vergleichender Forschung. In: *G. Wiegmann / M. Zender / G. Heilfurth: Volkskunde. Eine Einführung*. (= Grundlagen der Germanistik. 12.) Berlin 1977, S. 86—96
- HEINTZ, Peter
Interkultureller Vergleich. In: *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, hrsg. von R. König. Bd. 4: Komplexe Forschungsansätze. Stuttgart 1974, S. 405—425
- HOFFMANN-KRAYER, Eduard
Über Museen für vergleichende Volkskunde. In: *Vom Wesen der Volkskunst*. (= Jahrbuch für historische Volkskunde. 2.) Berlin 1926, S. 76—87
- HOVORKA, Oskar von / KRONFELD, Adolf (Hrsg.)
Vergleichende Volksmedizin. Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche. Anschauungen und Heilfaktoren des Aberglaubens und der Zaubermedizin. 2 Bde. Stuttgart 1908/09
- HULTKRANTZ, Åke
General Ethnological Concepts. (= International Dictionary of Regional European Ethnology and Folklore. 1.) Copenhagen 1960
- *KNORR, Karin J.
Methodik der Völkerkunde. In: *Enzyklopädie der geisteswissenschaftlichen Arbeitsmethoden*. 9. Lieferung, München/Wien 1973, S. 295—345
- KOBBEN, André J. F.
The Logic of Cross-Cultural Analysis: Why Exceptions? In: *Comparative Research across Cultures and Nations*, ed. by Stein Rokkan. Paris, The Hague 1968, S. 17—53
- KOMOROVSKÝ, Ján
Die historisch-komparative Methode in der Erforschung der geistigen Kultur der Slawen. In: *Ethnologia Slavica* 3 (1971), S. 35—45

- KÖNIG, R(ené)
Interkultureller Vergleich. In: *Wörterbuch der Soziologie*, hrsg. von Wilhelm Bernsdorf. Stuttgart 1969, S. 491—496
- KRAMER, Karl-S.
Zur Erforschung der historischen Volkskultur. Prinzipielles und Methodisches. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 19 (1968), S. 7—41
- KRETZENBACHER, Leopold
Kettenkirchen in Bayern und in Österreich. Vergleichend-volkskundliche Studien zur Devotionalform der cinctura an Sakralobjekten als kultisches Hegen und magisches Binden. (= Bayer. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. Abhandlungen. NF. 76.) München 1973
- KROHN, Kaarle
Die folkloristische Arbeitsmethode. Oslo 1926
- *LEACH, Edmund R.
The Comparative Method in Anthropology. In: *International Encyclopedia of Social Sciences*, ed. by David L. Sills. New York 1968, vol. 1, p. 339—345
- LUHMANN, Niklas
Einblicke in vergleichende Verwaltungs-Wissenschaft. In: *Der Staat* 2 (1963), S. 494—500
- LUTZ, Gerhard (Hrsg.)
Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Mit einem Geleitwort von Josef Dünninger. Berlin 1958
- MAGET, M(arcel)
Guide d'étude directe des comportements culturels. Ethnographie métropolitaine. Paris 1953
- MARSH, Robert M.
Comparative Sociology. New York 1967 [Bibliographie!]
- MOSER, Dietz-Rüdiger
Kritik der oralen Tradition. In: *Folk Narrative Research*. (= *Studia Fennica*. 20.) Helsinki 1976, S. 209—221
- MÜHLMANN, Wilhelm
Methodik der Völkerkunde. Stuttgart 1938
Geschichte der Anthropologie. Frankfurt/Main, Bonn 1968
- *NAROLL, Raoul and COHEN, Ronald (Eds.)
A Handbook of Method in Cultural Anthropology. Garden City, N. Y. 1970
- OPPITZ, Michael
Notwendige Beziehungen. Abriss der strukturalen Anthropologie. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 101.) Frankfurt/Main 1975
- PESSLER, Wilhelm
Aufgaben der vergleichenden Volkskunde. In: *Festschrift für Marie Andree-Eysn. Beiträge zur Volkes- und Völkerkunde*, hrsg. von Joseph Maria Ritz. München 1928, S. 8—20
- POPESCU, Alexandru
Metoda comparativă în cercetarea culturii și civilizației populare. (Frz. Res.: Méthode comparative pour la recherche de la culture et de la civilisation populaire.) In: *Revista de etnografie și folclor* 18 (1973), p. 165—179
- *PRZEWORSKI, Adam and TEUNE, Henry
The Logic of Comparative Social Inquiry. New York, London, Toronto, Sydney 1970 [Bibliographie!]
- RAPOPORT, Anatol
Comments on "the Comparative Method in the Social Sciences". In: *Philosophy of Science* 22 (1955), p. 118—122
- RITTER, Carl
Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine, vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften. 2 Theile. Berlin 1817—18
- ROGHMANN, Klaus
Methoden der empirischen Soziologie. In: *Enzyklopädie der geisteswissenschaftlichen Arbeitsmethoden*. 8. Lieferung: Methoden der Sozialwissenschaften. München, Wien 1967, S. 163—223

- ROKKAN, Stein
Vergleichende Sozialwissenschaft. Die Entwicklung der inter-kulturellen, inter-gesellschaftlichen und inter-nationalen Forschung. Hauptströmungen der sozialwissenschaftlichen Forschung. (= Ullstein Buch. 2918.) Frankfurt/M., Berlin, Wien 1972
- ROKKAN, Stein, Sidney VERBA, Jean VIET, and Elina ALMASY
Comparative Survey Analysis. The Hague, Paris 1969
- ROTHACKER, Erich
Logik und Systematik der Geisteswissenschaften. Bonn 1948 [zuerst 1926]
- *ROTHACKER, Erich
Die vergleichende Methode in den Geisteswissenschaften (1957). In: *Methoden der Politologie* (= Wege der Forschung. 86.), hrsg. von Robert H. Schmidt. Darmstadt 1967, S. 265—286
- RUDOLPH, Wolfgang
Der Kulturelle Relativismus. Kritische Analyse einer Grundsatzfragen-Diskussion in der amerikanischen Ethnologie. (= Forschungen zur Ethnologie und Sozialpsychologie. 6.) Berlin 1968
- SARMELA, Matti
Die Anwendung quantitativer Methoden auf das Archivmaterial der Ethnologie Europas. In: *Ethnologia Europaea* 6 (1972), S. 5—55
- SCHEUCH, Erwin K.
The Cross-Cultural Use of Sample Surveys: Problems of Comparability. In: *Comparative Research across Cultures and Nations* (= Confluence. 12.), ed. by Stein Rokkan. Paris, The Hague 1968, p. 176—209
- *SCHIEDER, Theodor
Möglichkeiten und Grenzen vergleichender Methoden in der Geschichtswissenschaft. In: *Th. Sch.: Geschichte als Wissenschaft*. Eine Einführung. München, Wien 1965, S. 187—211
- SCHIRMUNSKI, Viktor
Vergleichende Epenforschung I. Berlin 1961
- SCHMIDT, Leopold
Das österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums. Wien 1960
- SCHMIDT, Robert H.
Methoden und Techniken der Wissenschaft, insbesondere der Politologie. Eine Einleitung. In: *Methoden der Politologie* (= Wege der Forschung. 86.), hrsg. von Robert H. Schmidt. Darmstadt 1967, S. IX—LXI
- SCHWARZ, Egon
Fragen und Gedanken zur vergleichenden Literaturwissenschaft vom Standpunkt eines Germanisten (1965). In: *Methodenfragen der deutschen Literaturwissenschaft* (= Wege der Forschung. 204.), hrsg. v. Reinhold Grimm und Jost Hermand. Darmstadt 1973, S. 350—357
- SEGER, Imogen
Knaurs Buch der modernen Soziologie. München, Zürich 1970
- SIROVÁTKA, Oldřich
Sujet und „Akklimatisierung“ als Kategorien der vergleichenden Forschung. In: *Letopis*, Reihe C 11/12 (1968/69), S. 221—227
- SJOBERG, Gideon
The Comparative Method in the Social Sciences. In: *Philosophy of Science* 22 (1955), p. 106—117
- STIEBER, Paul
Statistische Vorbemerkungen zur Hafnerei Altbayerns und der österreichischen Nachbarländer zu Anfang des 19. Jahrhunderts. In: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde* 1964/65, S. 87—96
Formung und Form. Versuch über das Zustandekommen der keramischen Form. Zweite erweiterte Fassung. In: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde* 1970/71, S. 7—73
- VAJDA, L.
Zur Frage der Völkerwanderungen. In: *Paideuma* 19/20 (1973/74), S. 5—53
- *WAGNER, Fritz
Analogie als Methode geschichtlichen Verstehens. In: *Studium Generale* 8 (1955), S. 703—712
- WEBER-KELLERMANN, Ingeborg
Probleme interethnischer Forschungen in Südosteuropa. Eine methodische Betrachtung. In: *Ethnologia Europaea* 1 (1967), S. 218—231
Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften. (= Sammlung Metzler. 79.) Stuttgart 1969

- WHITING, John W. M.
The Cross-Cultural Method. In: *Handbook of Social Psychology*, ed. by Gardner Lindzey.
Reading/Mass. 1959, vol. 1, p. 523—531
- WIEGELMANN, Günter
Möglichkeiten ethnologischer Nahrungsforschung. In: *Ethnologia Europaea* 1 (1967), S. 185—
194
- WINCKELMANN, J.
Idealtypus. In: *Wörterbuch der Soziologie*, hrsg. von Wilhelm Bernsdorf. Stuttgart 1969,
S. 438—441
- WIORA, Walter
Ergebnisse und Aufgaben vergleichender Musikforschung. (= Erträge der Forschung. 44.)
Darmstadt 1975
- WITT, Werner
Thematische Kartographie. Methoden und Probleme, Tendenzen und Aufgaben. Hannover
1970
- WITTRAM, Reinhard
Vergleich, Analogie, Typus. In: R. W.: *Das Interesse an der Geschichte*. Göttingen 1958,
S. 46—58
- WUNDT, Wilhelm
Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher
Forschung. 3 Bde. Stuttgart 1919—21